

Graf Lorenz.

Zweiter Band.

Graf Lorenz.

Roman

von

Ursula Böge von Manteuffel.

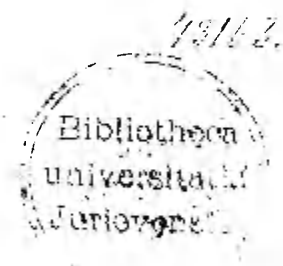
Zweiter Band.

Alle Rechte vorbehalten.



Berlin 1884.

Verlag von Otto Janke.



Erstes Kapitel.

Graf Lorenz verbrachte diese Nacht schlaflos. — Mit Tagesgrauen stand er auf, kleidete sich an, schrieb ein paar Worte auf eine Karte und verließ dann das Schloß, die Karte in die Tasche steckend. Er hatte gestern beim Durchfahren einen Briefkasten an einem stattlichen Posthause in Buchenberg bemerkt und wandte sich dorthin. Der Morgen war grau und triefendnaß, weit und breit kein Mensch zu sehen. Er ging die Landstraße entlang und erreichte in einer halben Stunde das Dorf, warf die Karte in den Kasten und wollte sich eben wieder heimwärts wenden, als ihm ein Gedanke durch den Kopf schoß, der ihn mit ungläubiger Verwunderung erfüllte.

Er hatte seine Violine vergessen!

Sie mußte noch bei Kendars sein, denn seitdem er gestern den letzten Bogenstrich gethan, hatte er nicht wieder an sie gedacht!

Wahrlich, das geschah ihm zum ersten Mal!

Es war unmöglich, jetzt schon im Herrenhause vorzusprechen und er stieg den Berg zur Kirche heran, um hier auf der Bank unter der alten Linde den vollen Morgen zu erwarten.

Er kam langsam. Nach und nach begann die Welt Leben zu gewinnen und das Sonnenlicht siegte über die Nebel. Die goldenen Pfeile zerrissen die zerfetzten Wolkenmassen, und warfen einen funkelnden Schmuck vielfarbiger Edelsteine über die Blätter, Blüthen und Grashalme.

Graf Lorenz erhob sich. Im Vorbeigehen klinkte er an der Kirchhofsthüre und fand sie unverschlossen. Er trat ein und ging bis zu dem kleinen Grabe, an dem er sie gestern suchen wollte. Der Grabhügel war mit Passionsblumen überwachsen, deren Blüthenknospen, noch zusammengerollt, der Zukunft harreten. Er stand nachdenklich da und blickte auf die goldene Inschrift hinab.

Sie hatte ihr Leben und ihren Lebensschmerz für sich und er gehörte da nicht mit hinein. Er durfte kaum drum wissen. Sein ungebändigtes Herz, gewohnt, jeder Phantasie zu folgen, revoltirte gegen den Zwang, den er sich selber auferlegte, weil ihn ihr Leid mit heiliger Scheu erfüllte.

Er mußte fort — oder er erlag der Versuchung, ihr ein Wort der Sympathie zu sagen, ihr seine Hülfe anzubieten.

„Thorheit!“ sagte er plötzlich laut, mit ironischem Auflachen, „ich denke wie ein Weib und handle wie eine Memme. Sie bedarf der Hülfe, und ich werde ihr helfen!“

Fast ohne zu wissen, was er that, pflückte er einige der bläulichen, seltsamen Knospen und ging dann zurück. Diesmal den Fußsteg durch den Wald.

Als er in den Park kam und Schloß Fürstentrode sich in pomphafter Stattlichkeit vor ihm erhob, blieb er stehen und schlug sich vor die Stirn.

Abermals hatte er seine Violine vergessen!

Tesselhoß war schon auf und nöthigte ihn mit-
zufrühstücken.

„So, und dann fahren Sie mit mir auf die Vorwerke!“ sagte er händereibend, „ich bin nur froh, daß ich Sie endlich erwischt habe! Morgen zeige ich Ihnen —“

„Entschuldigen Sie, lieber Baron . . . aber morgen früh holt mich der Wagen meines Onkels ab. Ich muß nun zurück.“

„Donnerwetter, wo steht denn das geschrieben?“

„Auf einer Correspondenzkarte,“ versetzte Graf Lorenz höflich. Tesselhof lachte und wollte Nichts davon wissen. Seine Frau werde, ihres Fußes wegen, einige Tage liegen müssen und Thurna könne sich nützlich machen, indem er ihr Goethe und Schiller vorlese.“

Thurna dachte bei sich, er wolle sich ihr auf andere Art nützlich machen.

Als sie gegen Mittag wiederkamen, fragte er Susi, ob die Baronin zu sprechen sei, und Susi führte ihn in das rosenfarbene Thurmzimmer, wo Evelyn auf dem Sopha lag und mit apathischer Gleichgültigkeit eine frische Rose zerplückte. Sie richtete sich bei seinem Eintritt auf und wollte lächeln, aber der schwache Versuch mißglückte und sie reichte

ihm nur stumm die Hand. Er nahm dieselbe in seine Beiden, drückte einen langen, zögernden Kuß darauf und sagte leise:

„Alles Glück, dessen diese arme Erde fähig ist, möchte ich, wäre ich ein Zauberer, über Sie schütten . . . aber ich bin kein Zauberer. Brauchen Sie aber je einen Freund und Bruder, hier bin ich!“

Die Passionsblumen, welche er sich vorgesteckt, fielen herab auf ihr Kleid. Sie hob die welken Knospen auf und dabei stieg ein feines Roth in ihre Wangen.

„Sie waren dort?“

„Ja,“ sagte er lakonisch. Es entstand eine Pause — sie wurde nicht einmal durch die üblichen Fragen nach dem Befinden ausgefüllt. Graf Lorenz ließ die Visitenkarten einer großen Marmorschale achtlos durch die Hand gleiten, dabei kam ihm der Zettel zwischen die Finger, den Edgar gestern Abend hereingeschickt hatte: „Meine süße Mama,“ lauteten die Worte, „ich soll fort, ohne Dich gesehen zu haben! Ach, wie schlecht sind die Menschen. Wundre

Dich nicht, wenn Du hörst, Dein Junge habe geheult, geheult wie ein Mädchen!“

Er runzelte leicht die Brauen und zernitterte das Papier in der Hand. Evelyn sah ihm schweigend zu. Auf ihrem Gesicht lag wieder der Ausdruck der Resignation und Erschöpfung — sie war, seit gestern Abend, sehr verändert. Und so hoffnungslos und gebrochen sollte er sie zurücklassen? Nichts sollte er thun, um ihre Lage zu verbessern, ihre Rechte zur Geltung zu bringen?

Ein Entschluß — und ein guter, ritterlicher Entschluß stieg in ihm auf, als er sie so vor sich sah. Mitleid, Zärtlichkeit, jene seltsame Mischung von chevalereskem Edelsinn und gewissenloser Kühnheit, die ihn zu dem machten, was er war, diktierten ihm die sanften, eindringlichen Worte.

„Evelyn! — Darf ich wieder in mein altes Bruderrecht treten?“

Sie sah ihn unruhig, fragend an.

„Es ist ein altes, verbrieftes Recht!“ fuhr er ebenso fort, „Ihr Vater verlieh es mir einst und ich habe mich desselben nicht unwerth gezeigt! —

Darf ich mich jetzt zum zweiten Mal Ihrem Dienste zuschwören, so sollen einige Drachenköpfe fliegen und einige Festungen fallen. Ich erkämpfe für Sie, was fromme, nuthätige Freunde für Sie erbeten!“

„Ich verstehe nicht.“

„Soll das heißen, daß ich schweigen soll oder daß ich mich näher erklären darf?“

Sie zögerte. Sie ahnte, daß dies, mochte seine Absicht noch so gut sein, eine gefährliche Erlaubniß sei . . . aber ihre letzte Kraft war gestern Abend an Tesselhofs barischer Erklärung gebrochen.

„Reden Sie, Graf Lorenz!“

Sie athmete tief auf. Dann zog er sich einen Stuhl herbei, setzte sich und begann in einer Sprache bei deren Klang sie, wie beim Eintritt eines alten, fast vergessenen Freundes überrascht, vor Freude erröthend und doch zweifelnd aufblickte. Lange, lange Zeit war verstrichen, seit sie von braunen Dienerinnen und ernstern, würdevollen Turbanträgern diese Klänge zuletzt vernommen hatte.

„Ich danke meiner Schwester! — Und jetzt gestatte sie mir frei zu reden, was ich denke. Ich

hatte dieses Haus kaum betreten, da mußte ich schon, daß die Herrin desselben nicht glücklich sei. Wohin sie sich wenden mag, lauert ein heimlicher Feind. Die Dienstleute sind erkaufte Spione — wer sich hierzu weigert, wird entfernt. Die Kinder werden gegen die liebevollste Pflegemutter aufgestachelt. Der Hausherr wird in Blindheit erhalten. — Ich denke, ich habe genug gesagt, um zu zeigen, daß ich mit dem Scharfblick eines Bruders beobachtet habe. — Sieht Alles müßig zu, ich werde handeln. Darf ich?“

„Was wollen Sie thun?“ frug sie, völlig verwirrt und fassungslos.

„Ihnen die Rechte zurückgeben, welche kleinliche Intrigue Ihnen raubte. Eine Frau soll die Herrin ihres Hauses sein.“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„O, diese Demüthigung!“ flüsterte sie, während Scharlachröthe bis unter die lockigen Schläfenhaare stieg, „daß ein Fremder so zu mir sprechen darf!“

„Ein Fremder?“ fragte er vorwurfsvoll.

Sie schwieg und erhob das Gesicht nicht.

„Ich spreche aus, was Andere denken,“ fuhr er

fort, „die sich durch Rücksichten und fruchtloses Bartgefühl verpflichtet halten, schweigend zuzusehen. Ich kann das nicht. Sie kennen den Grafen Lorenz. Einst vertrauten Sie sich ihm blindlings — weshalb jetzt nicht?“

„Weil ich nicht weiß, was er zu thun beabsichtigt — und wie er es zu thun gewillt ist.“

„Das weiß er selbst noch nicht genau, aber es macht ihm wenig Sorge. Er hat es sich in den Kopf gesetzt, Evelyn Fernay (verzeihen Sie!) anerkannt und glücklich zu sehen. Das genügt! — Glücklich?“ fügte er nach einer Pause hinzu, „nein, die Gabe der Herrschaft und Macht kann nicht glücklich machen, aber sie ist vielleicht die erste Staffel zu häuslichem Frieden, Harmonie, Zufriedenheit . . . mithin zu einer Art Glück, welches ich achte, aber nicht verstehe.“

„Frieden und Harmonie,“ wiederholte sie erregt, „Sie sprechen das so leicht hin aus, als wären es werthlose Dinge . . . sind sie nicht der kostbarste Reichtum eines Hauses?“

„Mir so identisch mit dem hausbackenen Begriff

„Familienleben“, daß mir ihr Mangel unstatthaft erscheint . . . und, soviel an mir liegt, soll Ihnen Ihr Recht werden, sollen Sie alle diese Attribute eines wohlgeordneten Hausstandes erhalten . . . ich bin wohl neugierig zu sehen, ob die Verwirklichung dieses praktischen Ideals im Stande sein wird, Ihrem Blick den strahlenden Glanz wiederzugeben, den Evelyn Fernay's Gazellenaugen einst hatten!“

Er erhob sich, denn im Vorzimmer klangen Schritte. Der Diener kam, um das Mittagessen anzusagen.

Wieder saß Frau von Belfort oben an der Tafel und sprach noch viele bedauernde Worte über die „arme Lise“, welche ihren Unverstand nun durch drei Tage Stillliegen werde büßen müssen. Tesselhof war aber sehr guter Laune, denn er hatte seinem Gast die ganze, große Dekonomie gezeigt und war überzeugt, die Anlage habe demselben imponirt. Der Major stocherte griesgrämig in den Speisen herum und zankte auf die Köchin, welche die Hühner zu braun gebraten habe. Der Salat sei gut, aber

von einer Majonaise=Sauce verstehe die Person noch Nichts.

Am Nachmittag war Frau von Tesselhofs Sopha umlagert von theilnehmenden Besucherinnen, so daß Graf Thurna keine Gelegenheit fand ihr seine Pläne mitzutheilen. Josefine war, mit allerhand praktischen Hausmitteln gegen Verstauchungen versehen, aus der Pfarre gekommen und saß, eine treue und geübte Pflegerin, neben Evelyn, das für Thurna sehr wenig trostreiche Versprechen gebend, sie werde gern den ganzen Nachmittag da bleiben.

Käthchen Kendar steckte ihr schelmisches Gesichtchen ebenfalls zur Thüre herein, als Vorbote ihrer Mama, die bald nachher athemlos, lachend und händeringend hereinsagelte und Evelyn unter der Versicherung, den Schrecken werde sie ihr nie vergeben, ans Herz drückte.

„Aber Sie sind Schuld daran, Graf Thurna, — und Sie allein, mit Ihrer Violine . . . durch welchen Zauber ist sie gefeit worden? . . . Ich sage Ihnen, es überlief mich kalt, als ich sie ergriff, um

sie in den Wagen zu tragen, denn Sie müssen wissen, daß Sie sie bei uns gelassen hatten!“

„Sie hatten Ihre Violine vergessen?“ fragte Evelyn leise in ungläubiger Verwunderung, „dann Graf Thurna, haben Sie sich sehr verändert.“

„So ist diese Veränderung gestern vor sich gegangen,“ versetzte er, „denn vorher machte ich mich einer solchen Treulosigkeit noch nie schuldig.“

Sie schwieg und blickte auf ihre Arbeit. Tesselhof kam hier ins Zimmer, rieb sich die Hände, begrüßte Frau von Kendar und wandte sich dann zu seiner Frau:

„Nun, wie geht's, Linchen? Langweilen kannst Du Dich nicht, wie ich sehe. Der Oberst und Lieutenant von Neß sind gekommen, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen — auch Dein Verehrer, der Adjutant des Erbprinzen war da — der Erbprinz hatte ihn selbst geschickt . . . und an dem schönen Grafen Neß hast Du eine Eroberung gemacht, Lina — der wurde blutroth, als er nur Deinen Namen stammelte. Ha, ha, ha!“ — und Tesselhof lachte recht herzlich, denn nichts machte

ihm solches Vergnügen, als die Verehrer seiner Frau.

„Ich wollte Sie holen, Graf Thurna — die Herren werden sich nicht lange zu einer Partie nöthigen lassen.“

Thurna erhob sich. Nicht wegen der Partie, sondern weil es ihn neugierig machte, selbst zu sehen, ob der Graf Red wirklich solch ein „schöner junger Mann“ sei und wirklich so sehr roth werde bei Nennung ihres Namens.

Räthchen Kendar wartete kaum ab, daß sich die Thür hinter den beiden Herren schloß, als sie sich in einen Sessel fallen ließ und beide Hände erhebend begeistert rief:

„Mama! Ich habe mein Ideal gefunden!“

Frau von Kendar lachte, daß zwei jugendliche Grübchen in ihren runden Wangen sichtbar wurden. „Evelyn, sieh dies thörichte Kind an — seit gestern schwärmt sie für ihn!“

Evelyn sah das thörichte Kind garnicht an. Es wurde ihr plötzlich so bange ums Herz. O, welch glückliches Alter, da man noch so „schwärmen“ darf!

„Du bist recht flatterhaft, Käthchen,“ sagte sie mit einem Versuch zu scherzen, „bisher schwärmtest Du für den Prinzen Carl.“

„Ach, Unsinn — niemals ernstlich! Er tanzt sehr gut und das ist Alles . . . aber er ist ja noch so fürchterlich jung und hat abscheulich rothe Backen. Wenn ich was an Männern hasse, so sind es rothe Backen . . . aber so ein Gesicht, blaß und doch braun . . . so gewiß bronzefarben, das begeistert mich. Pah, das nicht allein, sondern Alles zusammen! Hast Du bemerkt, wie er sich verneigt, wie er sich setzt, wie er aufsteht, wie er grüßt? — Da ist etwas in Allem, ist es die Ruhe oder die Weichheit oder das Voruehme — genug, es bezaubert! Hast Du bemerkt, wie er auf seine Violine heruntersieht, wenn er spielt?“

„Ja,“ sagte Evelyn leise.

„Genug, genug, Käthchen!“ rief ihre Mutter lachend, „Du schwärmst Evelyn müde. Wenn ich nur wüßte, wo das Mädchen die Geschwärmigkeit herhat! Und dazu die Unvorsichtigkeit! Wenn er Dich gehört hat, bist Du fürchterlich blamirt.“

„Eine edle Begeisterung darf das Licht nicht scheuen!“ sagte Rätchen mit Würde.

Frau von Kendar lachte noch mehr.

„Wir wollen nach Hause gehen!“ sagte sie munter und klopfte Evelyn auf die Schulter — „lebewohl, Herzchen, hoffentlich kannst Du Deinen Fuß morgen wieder brauchen. Komm, Rätchen.“

Josefine schloß sich den beiden Damen an und Evelyn blieb allein.

Es war schon ziemlich spät als Tesselhof endlich nach beendeter Whistpartie zu ihr kam und sich gähnend nach ihrem Befinden erkundigte.

„Und das weißt Du, Lina, daß der Wagen von Dornburg gekommen ist, weil dieser halsstarrige Freund von Dir morgen früh fortfahren will.“

Zweites Kapitel.

Als Edgar am folgenden Sonnabend nach Fürstenrode kam, fand er, wie dies meist zu sein pflegte, das Haus voller Besuch und seine schöne „Mama“ in einem so großen Kreise lachender und schwatzender Gäste, daß er bald sehr verdrießlich den Salon verließ und vor sich hinbrummte, er werde wohl nie den Tag erleben, an welchem es in Fürstenrode keine Gäste geben werde. Seine Zuflucht war stets die Pfarre und dorthin lenkte er auch heute seine Schritte. Als er sich dem Hause näherte, schien ein gewisser festlicher Glanz und der Duft frischgebackener Kuchen es zu umgeben. Das aber pflegte immer so zu sein, wenn Josefinsens Bräutigam, welcher Oberlehrer an einer größeren Schule war, sich zum Besuch eingefunden hatte.

Die kleine Familie, um diesen jungen Mann vermehrt, saß denn auch sehr heiter unter dem alten Nußbaum vor dem Hause. Dem Pfarrer sah man es an, daß er die Predigt für den morgenden Sonntag bereits in petto habe, und Josefins glückstrahlendes Gesicht, welches in der Hausthür erschien, verrieth mehr als sich in Worten hätte ausdrücken lassen.

„Wollt Ihr ins Haus kommen? Der Kaffee ist fertig! — Ah, und dort kommt ja Edgar!“

„Ja, Edgar, Sie kommen zur guten Stunde!“ rief Hermine, ihm die Hand schüttelnd, „denn Elsner ist angekommen und das ist immer gleichbedeutend mit einer rosenrothen Schleife an Josefins Kragen und frischen Bregeln und Rosinenkuchen im Backofen!“

„Sawohl,“ fiel die Pastorin heiter ins Wort, „und eine strafbare Verschwendung hat meine sonst so vernünftige Tochter mit Mandeln und Rosinen getrieben.“

„Es steht uns mithin ein lukullisches Mahl bevor,“ sagte Herr Elsner und reichte seiner Braut

feierlich den Arm. Edgar that dasselbe mit Hermine. Das Elternpaar folgte langsamer.

„Du siehst nachdenklich aus, lieber Carl,“ sagte die Pastorin liebevoll.

„Der Brief, den ich heute früh erhielt, geht mir im Kopfe herum.“

„Aber lieber Alter!“ rief die Pastorin bestürzt, „Du könntest auch nur einen Augenblick . . .“

„Laß gut sein, meine Liebe, laß gut sein! — Wir besprechen das noch zu gelegener Stunde. Jetzt lasse uns das Vergnügen der Kinder nicht stören!“

Die Familie betrat das Wohnzimmer, in welchem der mit einem Blumenstrauß geschmückte Kaffeetisch stand — so anheimelnd und einladend, mit dem schneeweißen, glänzenden Tuche bedeckt, mit bunten Tassen besetzt.

Das niedrige große Zimmer trug das Gepräge der Wohnlichkeit. Die Fenster waren von Außen mit Wein umwachsen, viele Bilder in breiten braunen Holzrahmen hingen an den Wänden und eine dunkle Holzbekleidung lief rings um die Wand. In den tiefen Fensterbänken standen erhöhte Sitzplätze und

Josefinens Nähtisch war von einem mit Blüten beschneiten Myrthenbaum beschattet.

Und in die friedvolle Harmonie dieses Stilllebens erklang der Schreckensschrei: „Der Kuchenkorb! Wo ist der Kuchenkorb?“

„Was? — Fort?“ frug die Pastorin ungläubig.

„Das Fenster blieb offen!“ rief Josefine, die Hände ringend, „Jedermann kann ja ins Zimmer sehen! Ach, da ist kein Zweifel mehr — dort, auf dem Fenster liegt noch eine Brezel!“

Edgar sprang hin und betrachtete diesen Zeugen einer ruchlosen That mit langem Gesicht, indessen der Pastor kummervoll bemerkte: „Wer kann das gewesen sein?“

„Siehst Du, lieber Mann,“ bemerkte seine Frau trotz ihres Schreckens lächelnd, „Du darfst Buchenberg noch nicht verlassen, denn es giebt hier noch viel für Dich zu thun.“

Die Andern standen rathlos da und sahen sich an, nur Edgar warf mit der Miene eines rauflustigen Borsers seinen Rock ab, sprang zum Fenster und

rief: „Ich hole den Dieb ein und bringe ihn her! Weit kann er noch nicht sein!“

„Ach nein, er ist ganz nah!“ murmelte eine flägliche Stimme hinter dem Ofen, eine kleine Hand und der Falbelsaum eines blauen Kittunkleides wurden sichtbar und im nächsten Augenblick löste sich der Schreck in allgemeines Gelächter.

„Räthchen!“ rief Josefina, „wann wirfst Du wohl die Kinderschuhe ausziehen?“

„Kinderschuhe? Das ist ein beleidigendes Wort, liebe Josefina,“ versetzte die junge Dame, indem sie zum Vorschein kam und den vermißten Kuchenkorb mit der bewußten Hofreverenz der Pastorin überreichte, „ich habe ernste Studien gemacht. Ich wollte einmal mit ansehen, wie sich vortreffliche Menschen benehmen, wenn ihnen das Leben eine große Enttäuschung bringt. Ich muß sagen, ich glaube, ich hätte mich charaktervoller benommen!“

„Weil Sie voraus wußten, wie es enden würde,“ sagte Edgar.

„Sie sind nicht würdig, eine Antwort zu erhalten!“

„Kinder, setzt Euch, sonst wird der Kaffee kalt,“
ermahnte die Pastorin, „und da Edgar und Käthe
doch nicht fünf Minuten lang zusammen sein können,
ohne sich zu streiten, so rathe ich ihnen, sich recht
weit von einander zu setzen.“

„Ich fange nie an,“ betheuerte Edgar, „aber
Käthchen kann mich nicht in Frieden lassen.“

„Ich? Dich? — Ich meine Sie? Nun, das ist
wirklich großartig! Als ob ich mich um Schuljungen
kümmerte! Aber neben ihn muß ich mich freilich
setzen, wenn auch schon nur um ihm zu zeigen, daß
ich es kann, ohne ihn eines Wortes zu würdigen.“

„Habe ich nicht Recht?“ triumphirte Edgar, „da
sitzt sie!“

„Aber Du sollst mal sehen, ob ich mit Dir rede!“

„Ich denke, wir nennen uns ‚Sie‘, Fräulein
Käthchen von Kendar?“

Käthchen wurde roth vor Aerger, wandte sich
fort und legte ihm wirklich die Strafe auf, ihn eine
Stunde lang nicht anzusehen, eine Marter, die er
mit ungeheucheltem Gleichmuth ertrug.

„Wie bist Du nur ins Zimmer gekommen, Räthchen?“ fragte Hermine.

„Durchs Fenster, natürlich,“ versetzte das Fräulein munter, „grade in dem Augenblick, als Josefine, die sich immer weigert bei Mamas musikalischen Abenden mitzufingen, aus der Thüre ging und mit schmelzender Stimme sang: ‚Seit ich ihn gesehen, glaub ich blind zu sein!‘“

„Unsinn!“ protestirte Josefine erröthend.

„Still, still — ich erzähle dies ohne Spott — ach! ganz ohne Spott, denn ich singe dies Lied neuerdings selber.“

„Was?“ rief der Pastor heiter, „hat Ihnen Prinz Carl ein lateinisches Carmen gewidmet?“

„Ach, Prinz Carl!“ sagte Räthchen verächtlich, „aber ich werde mich hüten, Euch zu sagen, wer es ist!“

Man war diskret und forschte nicht weiter. Das Gespräch wandte sich Dorfangelegenheiten zu, woran Räthchen den lebhaftesten Antheil nahm. Frau von Rendar hätte die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn ihr Jemand gesagt hätte,

wie bewandert ihre Tochter in allen Krankenstuben und allen Familienverhältnissen des Dorfes war.

Nachdem Kaffee und Kuchen reichlichen Absatz gefunden hatten, überließ der Pfarrer die Jugend ihrer Heiterkeit und ging in sein Studirzimmer, um seine Predigt noch einmal zu memoriren. Aber die Arbeit ging gegen seine Gewohnheit nicht recht von Statten und er war zufrieden, daß seine Frau ihn dabei unterbrach.

„Du denkst also wirklich daran?“ war ihre zögernde Frage.

Er blickte sie liebevoll an mit seinen guten, leuchtenden Augen und seufzte dann: „Dir würde es schwer fallen, Buchenberg zu verlassen?“

„Denke nicht an mich —“ unterbrach sie ihn rasch, „Du weißt, wie gerne ich Dir folge, wohin Du auch gehen magst — aber dieser Plan erscheint mir etwas seltsam! Verzeih! — Jeder Mensch sucht doch im Leben weiter zu kommen und Du willst diese schöne Pfarre und Deine Dich verehrende Gemeinde verlassen, um Dir für kommende Jahre Kampf, Arbeit und Entbehrung aufzuerlegen . . . denn was es mit

der Gemeinde zu Dornburg auf sich hat, wissen wir ja! — Ach, ich hatte im Stillen gehofft, Du solltest noch einst volle Würdigung erhalten . . .“

„Würdigung? Ich werde gewürdigt, eine Arbeit zu unternehmen, an der Andere scheiterten. Ist das nicht größer und höher, als wenn ich jetzt zum Geistlichen der Schloßkirche berufen würde? Ich kann mir nicht helfen. Der Brief läßt mir keine Ruhe. Das Gesicht des Mannes, der mir am vorigen Sonntag nach der Kirche die Hand gab, verfolgt mich, wie einst den Paulus im Traum das Gesicht des Macedoniers. Das ‚komm und hilf uns!‘ höre ich jede Nacht und seitdem ich den Brief des Grafen Rudolph Thurna erhielt, ist mein Herz bewegt und unruhig. Die Stelle ist vakant . . . mir scheint, sie war es im Grunde seit Jahren. Die Bevölkerung ist verrufen, die Verhältnisse derart, daß nur hinging, wer sonst nirgends unterkam. Junge, unerfahrene oder gewissenlose Geistliche, die nur eine Staffel haben wollten, auf welche sie den Fuß stellen konnten und zuletzt ein alter, fränklicher Pfarrer haben die Stelle inne gehabt. Der Pastor

aus Ungerode hat mir davon mancherlei erzählt, was mich betrübte: stete Feindschaft zwischen dem Seelsorger und der Gemeinde, Prozesse, Streitigkeiten, eingeworfene Kirchenfenster und öffentliches Aergerniß während des Gottesdienstes . . . das sind die zur Tagesordnung gehörenden Dinge!"

„Ich sehe es schon, es sind die Dinge, die jeden Andern abschrecken würden, Dich aber unwiderruflich hinziehen — gesteh es nur!“ rief die Pastorin.

„Meine lieben Buchenberger zu verlassen, würde mir schwer fallen . . . und doch, ich gesteh Dir's, es zieht mich dorthin. Wir sollen wirken so lange es Tag ist und ich bin noch jung, stark und fühle mehr Arbeitskraft in mir, als ich hier verwerthen kann, wo mit etlichen Besuchen der Armen und Kranken Alles abgethan ist, weil die Leute gut, brav und folgsam sind.“

Die Frau schwieg und sah nachdenklich vor sich hin.

„Nun?“ fragte er endlich. „Hast Du mir nichts zu sagen?“

„Nichts, als daß ich Dir freudig folge, wohin Du auch gehen magst.“ — Er drückte ihr liebevoll

die Hand. — „Jetzt aber sage mir, wie kam denn Graf Thurna auf den Gedanken, Dich zu fragen?“

„Ich entnehme aus dem Briefe, daß bei Gelegenheit eines Gespräches über die Besetzung der Stelle Graf Lorenz Thurna den Wunsch geäußert habe, mich dort zu sehen — und es scheint, daß sein Onkel außerordentliches Gewicht auf die Wünsche dieses Neffen legt. Er fragt deshalb vorläufig an, ob ich geneigt wäre, die Stelle anzunehmen. Im Herbst findet die Besetzung derselben statt.“

„Und ich vermuthe, dieser Graf Lorenz erbt dereinst die Dornburg?“

„Das weiß ich nicht. Man sagt, Frau von Steinbach rechne stark darauf, es werde ihrem ältesten Sohne zufallen.“

„Ich hoffe nicht!“ rief die Pastorin unwillkürlich.

„Ich auch nicht! Nein, ich wünsche, Graf Lorenz erbt sie, heirathet Rätchen Kendar und —“

„Das ist wieder einmal eins Deiner goldenen Luftschlösser! Ich muß Dich damit allein lassen ... bedenke, es ist Sonnabend.“

„Scheuerfest!“ sagte der Pastor, sich mit beiden

Händen durch sein krauses Haar streichend, „ach!“ und er setzte sich seufzend an den Schreibtisch.

Es war hohe Zeit, daß sich die Pastorin unten wieder blicken ließ, denn das Brautpaar war in den Garten gewandert und Käthchen und Edgar waren wie zwei junge Kampfhähne an einander gerathen, allen Ermahnungen der ängstlichen Hermine zum Trotz. Es wäre schwer gewesen zu sagen, wer röther und erbotter aussah, das zornsprühende kleine Fräulein oder der ergrimnte Jüngling. Die Pastorin machte kurzen Prozeß, indem sie die beiden Mädchen in die Küche schickte und Edgar ermahnte, nach Hause zu gehen.

Noch sehr aufgereggt kam er in Fürstenrode an, fand Evelyn allein auf der Terrasse und hörte, der Besuch sei theilweise fortgefahren, theilweise spazierengegangen. Sie durfte ihres Fußes wegen nicht weit gehen, und sah überdem blaß und angegriffen aus. Edgar warf sich zu ihren Füßen ins Gras und sie strich ihm mit der Hand über das braune Haar.

„Nun, mein Junge, Du hast Dich sicherlich gut unterhalten.“

„Hm, ja! Es gab frischen Kuchen.“

„War Käthchen da?“

„O natürlich. Aber rede nicht von ihr. Sie benahm sich wieder 'mal recht kindisch. Frau von Kendar erzieht ihre Tochter entsetzlich schlecht . . . Mama, Du bist müde und traurig. Ich wünschte, die Gäste wären alle, wo der Pfeffer wächst! Woran dachtest Du eben, als ich kam und Dich so erschreckte?“

Er fragte mit dem tyrannischen Eifer eines bevorzugten Lieblings, und sie stockte, ehe sie eine ausweichende Antwort fand: „Meine Gedanken lassen sich nicht immer in Worte kleiden.“

„Weshalb nicht?“ fragte er rasch und blickte in ihr gejenktes Antlitz.

„Weil sie, wenn ich sehr müde bin, oft zu vagen Empfindungen verschwimmen. Sieh! dort kehrt die Gesellschaft zurück. Ich hoffe, Du wirst Dich den jungen Damen angenehm machen!“

„O, fürchterlich, fürchterlich!“

„Edgar! . . . ich hatte auf Deine Hilfe ge-

rechnet, denn ich fühle mich angegriffen und mein Fuß schmerzt.“

Wie ein Pfeil vom Bogen schnellte der junge Mann in die Höhe.

„Ich bin ein gedankenloser Lump!“ rief er verzweifelt, „nicht hieran zu denken! Aber ich will es gut machen.“

Evelyn hatte den ganzen Abend Mühe, nicht zu lachen, sowie sie Edgars krampfhafte Anstrengungen, den Liebenswürdigen zu spielen, mitansah. Er, der sonst alle jungen Damen verachtete, nahm es heute mit den beiden eleganten Töchtern der Tante Clotilde Tesselhof und den drei Fräulein von Ardensleben auf, er, der sich sonst unaufgefordert nie in die Unterhaltung mischte, fragte die Tante Clotilde über den Tisch herüber nach dem Befinden ihres Mannes und sprach mit dem alten Baron Schönberg und dessen Frau über Waisenhäuser und Strafanstalten, um zu verhindern, daß dieses kinderlose, wohlthätige Ehepaar die Fluth seiner Beredsamkeit über die Hausfrau ausschütte . . . ja, als nach dem Abendessen die Rede davon war, Evelyn solle und müsse

singen, da Tante Clotilde, eine resolute Mama, sich garnichts aus den Absurditäten ihres Neffen Theodor mache, warf sich Edgar mit dem Heroismus eines Leonidas dazwischen und erbot sich ein Lied zu singen. Und wahrhaftig, er vernichtete durch den höchst mangelhaften Vortrag des schönen Studentenlieds: Was ist des Deutschen Vaterland? jegliches fernere Verlangen nach Musik!

Als man sich endlich trennte und er Evelyn Gutenacht wünschte, sagte diese gerührt: „Ich danke Dir, mein lieber Bursche. Ich fürchte, Du bist erschöpfter, als ich es gewesen wäre.“

„Ja, Mama, es war eine anstrengende Arbeit,“ versetzte er, sich mit dem Taschentuch über die Stirn fahrend, „aber siehst Du, ich glaube, Du könntest von mir verlangen, daß ich Ballet tanzen solle, ich würde es thun!“ und in stürmischer Verehrung ihre Hand an seine Lippen ziehend, sprang er dann vergnügt davon, sein Licht in der Hand, die Treppe mit drei Sägen nehmend.

Der folgende Sonntag verlief im selben Styl wie die vorhergehenden Tage. Tante Clotilde pflegte

in jedem Sommer auf acht bis vierzehn Tage nach Fürstenrode zu kommen und ihre beiden Töchter waren geneigt, die Fahr- und Reitgelegenheiten des reichen Vatters zu mißbrauchen. Evelyn mußte, daß der Tante sehr wenig am Gesang der Nachtigallen und an andern ländlichen Freuden lag und war rücksichtsvoll genug, zum Amusement der Cousinen die Herren der Garnison einzuladen. Mit ihrer gewohnten, ruhigen Liebenswürdigkeit widmete sie sich den älteren Damen und Herren und sorgte für das Vergnügen der Jugend. Hierbei störte Frau von Belfort sie nie und so blieb es der Welt verborgen, welch eine Null die bezaubernde junge Frau in ihrem Hause sei.

Am Nachmittag bot der Park ein buntes Bild, würdig eines Watteau'schen Pinsels. Auf der glattgeschorenen, von alten Eichen eingefassten Wiese war die Gesellschaft, theils als Zuschauer, theils als Theilnehmer beim Croquet versammelt. Die glänzenden, farbigen Toiletten der Damen, ihre kleinen, blauen und rosenrothen Sonnenschirmchen, die Uniformen der Offiziere belebten die einförmige Rasen-

fläche. Gäste aus der Nachbarschaft hatten sich zahlreich eingefunden, und daß des Abends getanzt werden müsse, wurde von Räthchen als unwider-
rufliche Thatsache hingestellt. Sie und Edgar gingen sich heute mit gereizter Höflichkeit aus dem Wege. Sie hoffte, er werde es am Benehmen der Herren Lieutenant's doch endlich einmal lernen, wie man eine erwachsene junge Dame behandeln müsse, und er hoffte, sie werde mit der Zeit noch zu der Einsicht kommen, daß sie ein recht albernes Mädchen sei.

Drittes Kapitel.

Die Sonne sank schon hinter den Baumstämmen und die Schatten auf dem Croquetplatz wurden lang, als ein Reiter schnell und leise über den Wiesengrund dahergesegelt kam und das bunte Bild vor sich übersah, ehe er selbst bemerkt wurde. Unwillkürlich zügelte er sein Pferd und blickte, die Hand über den Augen, dorthin, wo die Königin dieses ländlichen Festes unter einer alten Eiche stand — schlank und zart wie ein Reh, hoheitsvoll wie eine Fürstin, mit ihrem blumengekrönten, dunklen Lockenkopf — aber ihr unruhig suchender Blick und ihr bekümmelter Ausdruck zeigten ihm, daß eine Prüfungszeit banger Ungewißheit hinter ihr lag.

„Armes Kind,“ sagte er fast laut und nahm die Zügel wieder auf, „wenn es in meiner Macht

steht, Dir zu geben, was Du Dir wünschst, so soll es Dir zu Füßen gelegt werden. Es ist wenig genug!“

Seine Absicht war gut, und doch hätte er wahrlich besser gethan, fortzugehen und sie ihrem Schicksal zu überlassen.

War er blind, daß er die Gefahr nicht sah, oder war er ein Lump, daß er derselben nicht aus dem Wege ging? Wohl weder das Eine noch das Andere, aber vor welcher Gefahr ergriff Lorenz Thurna je die Flucht? Und wann hatte er schon je an seiner Kraft gezweifelt? Sein Selbstbewußtsein verlieh ihm stets die Gewißheit der Unfehlbarkeit, und da zweifelte er auch nicht daran, daß ihm der schwerste Sieg, der Sieg über sein eigenes Herz, gelingen werde.

Nur, daß er das noch nie probirt hatte!

Er gab dem Pferde die Sporen und jetzt hörten sie ihn Alle und blickten auf und wer ihn kannte, begrüßte ihn mit lauten Ausrufen der Ueberraschung. Er sprang vom Pferde und verneigte sich, den Hut in der Hand tief vor der Baronin Tesselhof, aus

deren Wangen die Farbe wich, während sie einige bewillkommende Worte sagte. Dann erkundigte er sich nach ihrem Fuße und sie dankte und er bat, den Damen vorgestellt zu werden.

„Liebe Tante Clotilde, gestattest Du, daß ich Dir den Grafen Thurna vorstelle?“

Tante Clotilde gestattete nicht nur, sie horchte hoch auf, denn sie gehörte zu jenen mackeren Müttern, welche beständig die Augen hübsch offen halten, um keinen möglichen, künftigen Schwiegersohn zu übersehen. Diese Möglichkeit in brauner Belourblouse aber, auf dem Goldgrunde eines märchenhaften Vermögens, berauschte sie und sie beschloß, ihn zu bezaubern. Indessen drängten sie Alle heran und die vertraulich-schelmische Art, in welcher Rätchen dem Grafen die Hand reichte, fand wenig Gnade vor Frau Clotildens Augen. Graf Thurna grüßte rechts und links mit verbindlichster Zuorkommenheit und die Croquetsspieler erklärten die laufende Partie für aufgehoben. Man werde ihm zu Ehren eine Neue beginnen.

„Mit mir läßt sich nicht spielen,“ versicherte er, „daß werden Sie bald einsehen.“

Es half nichts, die Kugeln wurden vertheilt und die Partie begann. Er war der Letzte, welcher zum Spielen kam. Vor ihm war Evelyns rothe Kugel einige Mal vergeblich an verschiedene Bogen angeprallt und endlich liegen geblieben. Er nahm seinen Hammer auf und trieb seinen schwarzen Holzball mit fast unmerkbarer Handbewegung durch die beiden ersten Bogen. Neben Evelyns Kugel blieb er liegen.

„Ich hoffe, Sie sind ein ritterlicher Feind,“ sagte die junge Frau scherzend.

„Nie anders.“

„Oho! Ritterlichkeit ist bei diesem Spiel nicht angebracht!“ rief Rätchen hitzig, „im Interesse unserer Partei, Graf Thurna, fort mit der rothen Kugel!“

Er lächelte und zuckte die Achseln, dann klang sein leichter Hammerschlag und forthin rollten die beiden Kugeln, von meisterhaft geübter Hand geleitet, mit einer gewissen anspruchsvollen Eleganz

gemeinschaftlich durch die verschlungenen Irrwege des Spieles, passirten den mittleren Kreuzgang, berührten den zweiten Pfahl, kehrten zurück und wurden mit wenigen scheinbar nachlässigen Hammer schlägen dem Endziel entgegengeführt, sich durch jeden Schritt den nächsten erkaufend. Rechts und links flog Freund und Feind weit über den Wiesen grund. Das letzte Thor war passirt, der athemlosen Stille folgte ein lauter Schrei . . . die Kugeln waren am Pfahl abgeschnellt — dort lagen sie „todt“. —

„Todt!“ sagte Graf Thurna, indem er seinen Hut zog und sich vor der Gesellschaft verbeugte, „wer wünscht noch mit mir zu spielen?“

„Bravo!“ murmelte Käthchen, dunkelroth, athemlos vor Schreck und Bestürzung.

Ein Beifallsturm erhob sich und nahm so überhand, daß sich Niemand mehr Geltung verschaffen konnte. Nur Evelyn stand still und blaß am Stamm der Eiche und blickte auf die beiden Kugeln herab. Graf Thurna stellte seinen Hammer fort und wandte sich dann zu ihr:

„Schwarz und Roth — Liebe und Tod! — Sind Sie abergläubisch? . . .“ und er stieß die Kugeln mit dem Fuße bei Seite. „Es thut mir leid. Der ‚Tod‘ der beiden Kugeln hat Ihnen einen unangenehmen Eindruck gemacht!“

„Unangenehm?“ wiederholte sie träumerisch, erschrak dann und verließ schnell den Spielplatz. Ach! Im Gegentheil! Mit tiefem Schreck ward sie sich der beseeligen Ruhe bewußt, welche über sie gekommen, als, nachdem sie das kühne Spiel klopfenden Herzens verfolgt hatte, die Bälle am Pfahl anstießen und liegen blieben . . . todt! Aller Zweifel, alle Unruhe dieses Lebens vorüber, ewige Stille und ewiger Frieden . . . das hatte sie gedacht und das trieb ihr das Blut in die Wange.

Tesselfhof kam ihr an der Hausthür, eine Cigarre rauchend, mit der contenten Miene eines glücklichen Familienvaters entgegen.

„Nun, Linchen, unterhaltet Ihr Euch gut?“ frug er freundlich und strich ihr die verwirrten Locken aus der Stirn, „das freut mich! Göune Dir's, daß Du wieder einmal das Haus voll Gäste hast!“

Der gute Mann! Er verstand sich wenig auf das Studium eines Frauenantlitzes, sonst hätte er wohl nicht so gesprochen, aber er gönnte ihr wirklich von Herzen das, was er für ihr Lebensselement hielt: die geselligen Freuden der Welt! Er gönnte ihr die Bewunderung, welche sie erntete und schmunkelte, wenn er ihre Schönheit preisen hörte, obwohl er dies nicht recht begriff. Ja, die die selige Auguste mit ihren blauen Augen und rothen Wangen, die war eine schöne Frau gewesen; das gab er zu, blühend und kräftig, daß es ein Plaisir war, sie anzusehn! Merkwürdig, daß sich kein Mensch nach ihr umgesehen hatte! Wie es die Evelyn anfang, die feire hundert Pfund wog und braun war wie eine Haselnuß, daß die Leute alle vernarrt in sie waren, konnte er nicht recht begreifen.

„Willst Du mich ins Haus führen, Theodor?“ bat sie schüchtern, „ich glaube, ich habe zu lange gestanden. Mein Fuß thut mir wieder recht weh.“

„Schou wieder? Das ist aber wirklich fatal. So, halte Dich nur fest an meinen Arm. Wird es gehen?“

Er brachte sie in ihr Zimmer, machte ihr's bequem und brummte über den Doktor.

„Es ist nicht so schlimm. Ich werde in einer Stunde wieder bei den Gästen sein können. Graf Thurna ist gekommen.“

„So? Nun, das ist gut, ich will diese Pfarrerangelegenheit mit ihm besprechen. Eine recht alberne Sache das. Hat man wohl schon je gehört, daß sich der Pfarrer von Buchenberg um die Dornburger Pfarre beworben hätte!“

Und eine ganze Welt von Verachtung lag in seiner Stimme.

„Ich kann ihn verstehen,“ sagte Evelyn, „es ist so sehr seinem Charakter entsprechend, daß ich mich gewundert haben würde, wenn er nicht bereit wäre, dem Rufe Folge zu leisten.“

„Larifari! Ich hoffe, da schiebt das Konsistorium einen Kiesel vor, wenn Hochberg seinen eigenen Vortheil nicht besser im Auge hat. Ich kann die exaltirten und schwärmerischen Leute nicht leiden!“

Evelyn schwieg. Sie sann nach, ob er Recht

habe, und ob ihr verehrter Seelsorger diese Bezeichnungen verdiene.

„Bleibe Du nur bis zum Abendessen ruhig im Lehnstuhl sitzen, Lina,“ sagte Tesselhof, indem er sich zum Gehen anschickte,“ wozu willst Du im Park herumlaufen? Die Gäste mögen sich untereinander amüsiren und ich werde Dir den Thurna schicken, der mag Dir Wallensteins Ermordung oder anderes dumme Zeug vorlesen.“

„Oh, Theodor — nein! — Bitte, nicht!“

Ihr Ton hätte einen Andern wohl stutzig gemacht. Er knurrte nur etwas von ‚Weiberlaunen‘, und ging. Gleich darauf erschien Edgar und setzte sich neben sie.

„Willst Du mir Gesellschaft leisten?“ frug sie freundlich. Er blickte nicht auf, sondern rollte seine blaue Schülmütze auf den Knien zu einem Knäuel zusammen.

„Ich hasse diesen Grafen Thurna!“ platzte er endlich mit knabenhaftem Groll los.

Evelyn mußte auf eine ähnliche Aeußerung gefaßt gewesen sein, denn sie frug nur ruhig:

„Und weshalb?“

„Er kann Alles besser als andere Leute. Niemand kann neben ihm aufkommen. Wir Andern stehen immer da, wie die dummen Jungen!“

„Das ist ein recht kleinlicher Neid, Edgar. Strebe ihm doch lieber nach!“

„Ach, Du kannst mich nicht verstehen. Wie könntest Du auch, Mama! Ich bin größer als er, und doch fühle ich mich immer so klein, wie ein Nichts wenn er eintritt. Es ist ein schrecklicher Mensch.“

„Du hingegen gefällst ihm sehr, Edgar. Er würde gern eine Reise mit Dir machen, aber ich weiß nicht, ob Dein Pflegervater es erlauben würde.“

Das Blut stieg heiß in des jungen Schülers Wangen, er fuhr sich mit beiden Händen durch das krause Haar.

„Nein, nein, ich mag nicht!“ stieß er athemlos hervor, „ich würde — ich würde auch anfangen in ihn vernarrt zu sein, und das will ich nicht.“

Nach einer Stunde, als das Abendessen angerichtet wurde, waren die Schmerzen im Fuß ver-

gangen und Evelyn erschien im Salon, wo sich die Gäste versammelt hatten. Graf Thurna führte sie in den Eßsaal, wobei er fast unhörbar sagte: „Ich habe Ihnen mancherlei mitzutheilen, was Sie heute noch erfahren müssen. Wann kann dies geschehen?“

„Es ist unmöglich! Ich weiß es nicht —“

„Lassen Sie nach dem Abendessen ein wenig tanzen? Es wäre dann am leichtesten.“

Seine Stimme war so ruhig, daß sie sich selbst schalt, wegen ihres Herzklopfens und, während man sich setzte, sagte sie: „Gut. Es soll getanzt werden. Die jungen Mädchen baten schon vorhin darum.“

„Sie dürfen natürlich nicht tanzen. Ich werde Ihnen unterdessen einige türkische und arabische Gedichte vorlesen, die mir ein Freund aus Algier kürzlich schickte.“

Dies geschah. Nach dem Abendessen dauerte es nicht lange, so klang ein Walzer und Rätchen am Arm des hübschen Grafen Red, eröffnete mit glänzenden Augen den Reigen. Die Gelegenheit war günstig, Tante Clotilde und die Majorin waren in ein langes Gespräch über Lenorens Aehn-

lichkeit mit der lieben, seligen Auguste vertieft, einige Herren hatten sich an den Kartentisch gesetzt und an dem mit Prachtwerken beladenen Tisch saßen Baron Schönberg, Frau von Ardensleben und Evelyn über einem mächtigen ägyptischen Bilderwerke. Graf Lorenz setzte sich mit dazu, sprach ein wenig mit über Memphis und Nilpferde, zog dann ein kleines Buch aus der Tasche und begann mit beneidenswerther Kaltblütigkeit, einige Strophen vorzulesen.

„Gütiger Himmel, Graf Thurna, was ist das für eine Sprache,“ rief Frau von Ardensleben.

„Die Sprache des Halbmondes,“ versetzte er, das Buch haltend, „Frau von Tesselhof wünschte einige Gedichte zu hören.“

Diese Gedichte aber hätten, ins Deutsche übersetzt, so gelautet:

„Mich erfüllt eine tiefe, große Freude darüber, daß ich meiner Schwester dienen darf. Sie fasse Muth und habe ein wenig mehr Vertrauen zu dem Ritter, der sich ihrem Dienst zugeschworen hat! Gestern war ich beim Erbprinzen —“

Er hielt inne und blickte sie scharf an. Sie sagte aber nur: „Weiter! weiter!“

„Er ist ein braver Mann. Ob er auch Energie hat, möchte ich bezweifeln. Anhänglichkeit hat er und ich kann ihn als Werkzeug benutzen. Verstehen Sie mich?“ fügte er plötzlich laut, auf deutsch hinzu.

„Nicht ganz,“ versetzte sie schüchtern.

Er blickte ins Buch.

„Man sagt mir, er habe Sie verehrt, als Sie noch frei waren. Entweder ist dies eine Lüge oder er hat keinen Charakter.“

Sie erröthete leicht.

„Sehr — übertrieben. Bitte, fahren Sie fort.“

„Wie dem auch sei, er war sehr aufgeregt, er war untröstlich. Er ist bereit, Alles für Sie zu thun, was in seiner Macht steht, um Ihnen freies Feld zu schaffen. Wir haben eine sehr große und unschuldige Intrigue gesponnen.“

„Worin besteht dieselbe?“ frug sie, unruhig werdend.

„Bitte, vor allen Dingen, sehen Sie nicht so erschrocken aus . . . sonst fallen wir Beide aus der

Rolle und ich sinke aus dem Bewußtsein eines segenspendenden Genius zum traurigen Charakter eines entlarvten Betrügers herab. Die Intrigue besteht natürlich darin, Ihnen einen gewissen kleinen Mann und eine gewisse Dame für immer vom Halse zu schaffen.“

Sie hatte Mühe, ihr frohes Erschrecken zu verbergen und wagte nicht aufzusehen.

„Frau von Tesselhof, wie gefällt Ihnen dies Gedicht?“ frug er heiter. „Hören Sie nicht die Myrthenwälder rauschen?“

„Es ist wie eine helle, frohe, aber leider etwas zu märchenhafte Aussicht.“

„Ach so! Nun dann will ich Ihnen etwas Realistisches vorlesen . . . es heißt zu Deutsch: der alte Turban! Ei, ei, gnädige Frau, ich hätte nicht gedacht, daß Sie der Romantik so abhold sein könnten!“

Er blätterte im Buch und las dann weiter mit seiner wunderbar klaren, weichen Stimme, welche sich scharf gegen das verworrene Lärmen der Musik und des Gelächters abhob — las, während dicht

daneben der Major mit einigen andern Herren Karten spielte und Tesselhof im Vorbeigehn frug: „Se, was ist denn das für ein kurioses Kauderwelsch?“

„Die Sache ist nicht so unmöglich, wie sie aussieht. Es kommt nur darauf an, etwas zu finden, was eine größere Anziehungskraft hat, als das Leben hier. Ich bin der Lebensgeschichte des betreffenden Mannes nachgegangen und habe seine Achillesferse gefunden. Er war in seiner Jugend ehrgeizig — und er ward übergangen. Der Titel eines Obersten ward ihm nie zu Theil. Man hielt ihn für unfähig und ignorierte, daß er danach strebte. Er war moralisch gezwungen, um seinen Abschied zu bitten. Das Alles kränkt ihn heute noch. Wie nun, wenn der Erbprinz nun doch plötzlich das im Verborgenen blühende Weilchen entdeckte, der Welt offenbarte, daß diesem Manne Unrecht geschah und ihn mit Ehren und Auszeichnungen hervor ans Licht zöge? Hier, bei Ihnen lebt er ja vortrefflich — aber er ist — Nichts! Am Hofe aber könnte er eine Rolle spielen und alle die Triumphe

feiern, welche ihm das Leben bisher versagte. Die Hauptsache ist nun, zu erfahren, welche Art Stellung es sein würde, die dem alten Herrn am meisten behagen und ihn unfehlbar von hier fortlocken würde, Die Sache hat ihre Schwierigkeiten und was er annehmen, was abschlagen würde, müßten wir vorher genau wissen, damit wir nicht auf Widerspruch stoßen. Aber seien Sie ohne Sorge, es wird durchgeführt werden, zu allseitiger Befriedigung!“ —

Evelyn schwieg. Eine tiefe Bewegung kam über sie, ein Gefühl, wie sie es seit ihres Vaters Tode nicht gekannt hatte. Es war das Bewußtsein, unter kraftvollem Schutz zu stehen. Das war neu, fremd, ja wonnevoll, nach all den Jahren hilfloser Verlassenheit. Thränen füllten ihre Augen, als sie endlich sagte: „Danke. Es ist sehr ergreifend.“ —

„Finden Sie?“ fragte er mit belustigtem Lächeln.

„Auffallend ist nur,“ fiel Frau von Ardensleben ein, „daß man nie einen Reim hört.“

„Die meisten dieser Gedichte sind ungereimt,“ erwiderte der Graf ernsthaft, „und wo Reime vorhanden, muß, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht,

die Kunst des Vorlesers dieselben verschwinden machen.“

„Ja, ja, das läßt sich wohl hören,“ sagte die Dame beipflichtend.

Evelyn fühlte bei diesem fecken Spiel eine Aufregung, wie sie Kinder beim Räuberspiel im Walde empfinden, sie ängstigte sich und erlag doch dem unwiderstehlichen Zauber. Ja, sie fühlte, getragen durch die unfehlbare Ruhe ihres Verbündeten, den Muth, etwas zu wagen. Graf Lorenz machte große Augen, als sie ihm jetzt das Buch fortnahm, indem sie sagte: „Ich möchte wohl versuchen, ob ich die Sprache meiner Kindheit auch selbst noch lesen kann?“ Dann sagte sie, ins Buch blickend in dieser Sprache: „Sie und mein Vetter sind sehr gut. Ich danke Ihnen für soviel Theilnahme, aber ich weiß nicht, ob ich meines Veters edelmüthige Absicht befürworten darf. Er macht sich zuviel Mühe um meinethwillen.“

„Oh, bravo!“ sagte Graf Thurna, „Sie lesen meisterhaft, aber Sie hätten ein etwas inhaltvolleres Gedicht wählen sollen.“

„Was behandelte dasselbe?“ fragte Herr von Schönberg.

„Phrasen,“ sagte Thurna kurz.

„Das kann ich nicht zugeben!“ versetzte Evelyn mit warmem Erröthen.

Die Musik verstummte und Frau von Ardensleben rief ihren Töchtern zu, sich zur Wegfahrt zu rüsten. Die kleine Gruppe löste sich auf und Evelyn fand keine Gelegenheit wieder, den Grafen zu sprechen.

Als sie an diesem Abend allein war, fühlte sie sich fröhlich, wie seit lange nicht. Frischer Muth und die Hoffnung auf lichtere Zeiten erfüllten sie und sie grübelte nicht darüber nach, was der innerste Kern dieser glücklichen Stimmung sei.

Graf Thurna war am nächsten Morgen schon zeitig in die Pfarre gegangen, um im Auftrage seines Onkels mit den Pfarrer zu sprechen. Beim Zurückgehen nahm er seinen Weg an den Pferdeställen vorbei, um sein Reitpferd zu bestellen und mit dem Major Belfort zufällig zusammen zu treffen. Er hatte sich nicht verrechnet. Der Major war hier und damit beschäftigt einen widerspenstigen Stallburschen

mit eigener Hand zu züchtigen, daß dem Jungen Hören und Sehen verging. Seine Fähigkeiten zum „Hofmann“ schienen, nach den Kraftausdrücken, die ihm zu Gebote standen, nicht auf hoher Stufe zu stehen, aber Thurna ließ sich nicht entmuthigen. So wie der schreiende Bursche wie eine Kacke die lange Leiter zum Strohhoden hinauf entwischt war, redete der Graf den sehr erhitzten, prustenden Herrn mit einem liebenswürdigen Kompliment über sein Organisationstalent an. „Ich möchte wissen, was aus Fürstenrode werden würde, ohne Sie. Mir scheint, Sie halten überall Ordnung.“

„Ist auch nöthig,“ schnaufte der Major und stampfte mit seinem bewährten Stoß wohlgefällig aufs Pflaster, „denn der Tesselhof ist, wie meine Frau sehr richtig sagt, zu gutmüthig und überdem den halben Tag nicht zu Hause.“

„Er muß Ihnen sehr dankbar sein, daß Sie, lieber Herr Major, allen Aerger und alle Arbeit auf sich nehmen und es vorziehen, ihre Kräfte diesem kleinen Wirkungskreise zu opfern, während Ihnen

draußen in der Welt doch gewiß manch größeres, ehrenvolleres Feld ihrer Thätigkeit offen stände.“

So etwas hörte aber der Major für sein Leben gern — denn, ein Vergessener, wie er war, hätte er gerne Jedem weiß gemacht, daß er schon könnte, wenn er wollte! Thurna überzeugte sich nach einem längeren Gespräch davon, daß dieser Verkannte, dessen Verdienste die Welt ignorirte, sogar im Titel eines herzoglichen Ober-Stallmeisters eine Art Sühne für erlittene Unbill sehen würde und da dies vielleicht eine Stellung war, zu der er sich qualifizierte, so beschloß er, die Sache von dieser Seite anzusehen.

Das Pferd war mittlerweile gesattelt worden und Graf Thurna sagte, er müßte sich beeilen, da ihn sein Onkel zum Mittag erwarte. Der Major begleitete ihn durch den Park nach dem Schlosse. Die Damen waren noch nicht erschienen. Er verabschiedete sich bei Belforts und fragte nach der Hausfrau. Es hieß, sie sei noch nicht aufgestanden, als er aber am Salon vorüberging, hörte er sie drinnen sprechen, trat ein und blieb zögernd stehen. Sie bemerkte ihn nicht. Sie stand, auffallend blaß

mitten im Zimmer und sprach mit einem vor ihr stehenden, städtisch gepuhten Mädchen.

„Die gnädige Frau von Belfort schickt mich,“ sagte das junge Mädchen knirschend, „um der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen. Ich kann frisiren, schneiden und verstehe die feine Wäsche. Ich hoffe, daß ich die Frau Baronin nach Wunsch bedienen werde. Mein Name ist Katharina Lange. Wenn mich die Gnädige befehlen, bitte ich nur zu klingen.“

„Gut. Gehen Sie und lassen Sie sich Ihr Zimmer zeigen.“

Das Mädchen verließ das Zimmer durch eine Tapetenthüre. Evelyn ging langsam ans Fenster und stand hier, das Taschentuch an die Augen drückend, still weinend.

Wie viele solcher heimlichen Thränen mochte sie schon vergossen haben, seit sie, das Opfer eines stärkeren Willens, dies Haus betrat? Thränen, die Niemand sah und auf die, wenn gesehen, Niemand geachtet hatte und die vielleicht der einzige Trost

und die einzige Erleichterung waren, die ihr zu Theil wurden.

Sein Blut kochte auf, er biß die Zähne zusammen. Selten, sehr selten verlor Lorenz Thurna die Fassung, aber in diesem Augenblick gingen Besonnenheit und Selbstbeherrschung unter in leidenschaftlichem Mitleid, er war an ihrer Seite, er hatte ihr das Taschentuch fortgezogen und drückte ihre Hand an sein Herz.

„O, weine nicht! Ich schwöre Dir, Du sollst frei und glücklich werden!“

Sie starrte betäubt in sein erregtes Gesicht, dann zog sie ihre Hand fort und sagte mit sanftem Vorwurf: „Graf Lorenz!“

„Verzeihen Sie mir!“ bat er nach einer Pause, „aber so hätte ich zu meiner Schwester auch gesprochen. Glauben Sie mir, das Beste was in mir ist, wird durch Ihren rührenden Anblick wachgerufen. Weisen Sie meine Hand nicht zurück, sie wird das angefangene Werk vollenden und wenn ich heut' übers Jahr in dies Haus treten werde, soll es für Sie zum Paradiese häuslichen Friedens geworden sein.“

Sie trocknete schweigend ihre Thränen, dann brach sich ein schüchternes Lächeln Bahn und sie sagte, ihn mit dem Vertrauen eines Kindes anblickend: „Ich hoffe es!“

„Nun denn, so soll der Würfel nächstens fallen! Erscheint es Ihnen nicht selbst lächerlich, daß ich, Lorenz Thurna zum Schöpfer eines hausbackenen Genrebildes werde? Ich derjenige, der einer unterdrückten Frau die Schlüssel zu ihrer Kladdestammer verschafft! Aber Sie wollen es haben, es sei also. Das Bewußtsein, Königin im eigenen Hause zu sein, mag süß sein und wenn ich etwas dazu thun kann um Ihnen dazu zu verhelfen, so bin ich überreich belohnt! Jetzt aber muß ich Ihnen Lebewohl sagen, mein Onkel erwartet mich. Können Sie mich nicht auf übermorgen wieder einladen?“ fügte er nach einigem Besinnen hinzu, seine Stimme sank zu fast unhörbarem Geflüster herab, „ich muß dem Erbprinzen vorarbeiten und ich weiß nun auch schon, wie dies geschehen wird. Major Belfort ist bereits halb erobert, schwieriger wird es sein, die Dame zu gewinnen.“

„Denken Sie wirklich, daß — ach, es erscheint mir so unglaublich! — Aber kommen Sie übermorgen, es trifft sich sehr gut, daß wir an dem Tage ein wenig Theater spielen. Meine Cousinen Flora und Bertha Tesselhof sollen amüsirt werden.“

Er verneigte sich tief und ging. — —

„Ich wundere mich wirklich,“ sagte Tesselhof bei Tisch, „daß der Thurna es so lange auf der Doruburg aushält.“

Viertes Kapitel.

Die Vorbereitungen waren alle getroffen. Es war eine aufregende Sache gewesen, jetzt lag das Netz schön ausgebreitet da und wartete nur darauf, mit einem Griff zugezogen zu werden.

Zwischen Reiffspiel und Croquet, Tanz und Waldpartien war die kleine Intrigue fortgesponnen worden, oft unter ängstlichem Herzpochen, dann mit schalkhaftem, triumphirenden Lächeln, heute zagend, morgen hoffend. Vier Sommerwochen waren darüber hingegangen, Evelyn wußte selbst nicht wie! Die Trennung von Susi, welche indessen sogleich bei Frau von Kendar einen Dienst gefunden hatte, war durch die Hoffnung auf einstiges Wiedersehen ver-
füßt worden, die täglichen kleinen Kränkungen fühlte sie kaum noch, die Unarten der Kinder ertrug sie

mit Seelenruhe. Eine belebende Anregung trug sie über die ermüdenden Pflichten der Geselligkeit hinweg und alle Gäste, die da kamen und gingen und mit freundlicher Bereitwilligkeit des „guten Tesselhofs Haus“ wie ihr eigenes betrachteten, fanden, daß die schöne, vielbewunderte Hausfrau in diesem Sommer ihren „beau jour“ habe.

Der Hof residierte während der heißen Julizeit auf einem benachbarten Lustschloß und es war somit ein ländlich, einfacher Verkehr ohne alles Ceremoniel möglich. Eines Tages kam der Erbprinz nach Fürstenrode gefahren um einen Pony zu besichtigen, den Baron Tesselhof verkaufen wollte und welcher sich möglicherweise eignete, das erste Reitpferd des kleinen Prinzen zu werden. Hierbei ward Bekanntschaft mit Major Belfort gemacht. Der hohe Herr nahm in ehrender Weise Notiz von dem kleinen Herrn, unterhielt sich lange mit ihm und lud ihn ein nach Elisenruh, dem herzoglichen Lustschloß zu kommen, um dem Stallmeister einigen Rath zu ertheilen und der ersten Reitstunde des kleinen Prinzen beizuwohnen.

Der Erbprinz war ein stiller, angenehmer Herr mit einem feingekräuselten, lichtblonden Vollbart, lichtblauen, milden Augen, die er unter einer Brille verbarg und einer leisen Stimme. Sein Wesen sprach soviel zarte Rücksicht und Bescheidenheit aus, daß man, wenn er mit Tesselhof zusammen ging, hätte meinen können, ein großer, rothbärtiger Kurfürst des 16. Jahrhunderts führe einen schüchternen jungen Magister mit sich. Er vermied es, Evelyn anzusehen und war überhaupt so zaghaft und ungeschickt, daß er mehr denn einmal die ganze Seifenblase zum Plazen gebracht hätte und Evelyn fühlte zum ersten Mal Ueberlegenheit und Muth. Bei der ersten und einzigen Gelegenheit, welche sie hatte, mit ihm allein zu sein, sagte sie ihm, mit der schwesterlichen Freundlichkeit, die sie stets für ihn gefühlt:

„Mein lieber Heinrich, wie soll ich Dir danken? Es klingt so seltsam, wenn ich dies sage, aber da die Sachen nun einmal so stehen, wollen wir offen sein. Du kannst es kaum ermessen, welchen Dienst Du mir leistest, ein neues Leben, mit Zweck und Ziel liegt vor mir.“

„Danke mir nicht!“ unterbrach er sie hastig und das Roth mädchenhafter Verwirrung stieg ihm bis in die Stirn, „was ich für Dich thun kann ist mir die einzige — ist — ich meine, es ist eine Schmach für uns, daß wir diesen Zustand so lange fort-dauern ließen, daß wir Dich in Unterdrückung und Unbequemlichkeiten hinleben ließen. Ich bin der Einzige, der zu danken hat und zwar dem Grafen Thurna, der mir endlich die Augen geöffnet hat.“

Nach dieser gestammelten Rede ging er schnell von dannen und Evelyn mußte lächeln, wenn sie seine Unbeholfenheit mit der kaltblütigen Ruhe ihres Freundes verglich.

Major Belfort schien jetzt alle Tage zu wachsen. Er sah wahrhaftig nicht mehr so nußknackerartig klein und krumm aus, sondern schritt in militärischer Haltung einher, wuschte und färbte seinen Schnurrbart und hielt sich für zu vornehm, die Stallburschen selbst zu prügeln. Der Erbprinz hatte sich die Frau Majorin vorstellen lassen und Beide zum Mittag nach Elisenruh eingeladen. Seitdem trug die kleine Dame lavendelfarbige Seidenkleider und rieb ihre

rothe Nase mit poudre-de-riz ein. Tesselhof aber, der endlich doch auch etwas merkte, sagte zu seinem Schwiegervater: „Mir scheint, der Erbprinz hat ein Auge auf Dich geworfen. Er sprach neulich ganz erstaunt über Deine militärischen Kenntnisse.“

„Das ist nun gerade nicht schmeichelhaft für mich;“ brummte der Major, „aber Graf Thurna hat ganz Recht, wenn man aus dummer Gutmüthigkeit seine besten Jahre als Schloßverwalter des Herrn Schwiegersohnes zubringt, erfährt die Welt nie, daß man auch sein bißchen Grütze im Kopfe hat und hält einen für einen dummen Toffel, der nicht bis drei zählen kann . . . und was ist der Dank, den man erntet? Merger und weiter nichts. Ich habe wirklich Lust, Euch mal zu zeigen, daß ich auch meine drei lumpigen Orden haben könnte, wenn ich wollte . . . nicht, als ob mir an dem dummen Zeug das Geringste gelegen wäre, aber es taugt nichts, wenn ein Mensch, der was leisten kann, sich zu früh aus der Welt zurückzieht!“

Tesselhof hörte schweigend, mit wachsender Bewunderung zu. Er war aber zu gutmüthig um

anzudeuten, daß das Zurückziehen des biederen Majors ein unfreiwilliges gewesen war.

Graf Thurna kam jetzt nicht mehr sehr häufig — aber immer häufig genug, um Evelyn das Bewußtsein zu geben, er führe die Sache durch. Sein Benehmen gegen sie blieb immer dasselbe, es war die Ritterlichkeit und ruhige Aufmerksamkeit eines alten Freundes. Hingegen entspann sich zwischen ihm und Rätchen eine sehr heitere Freundschaft, die sich auf ein sonderbares Gemisch von Neckereien und Artigkeiten gründete. Graf Thurna verstand es wunderbar, durch tausend Kleinigkeiten eine Dame auszuzeichnen, ohne daß er sich scheinbar die geringste Mühe gab. Das kleine Fräulein war heute geschmeichelt und morgen zornig. Sie liebte es nicht, wie ein Kind behandelt zu werden und er behandelte sie wie ein hübsches Kind. Sie stritt sich mit ihm und schwärmte für ihn, wurde vor ihm gewarnt und ärgerte sich — kurz man war in der Nachbarschaft gespannt, ob diese ganze Sache nur eine Spielerei sei, oder ob sie mit einer Verlobung enden werde.

Gerüchte finden ihren Weg mit wunderbarer Schnelligkeit in die verborgensten und abgelegensten Winkel, und so war denn auch die Nachricht, Lorenz Thurna zeichne Fräulein von Kendar aus, durch Frau Clementine bis auf die Dornburg gedrungen und der alte Herr empfing seinen Neffen, als dieser eines Abends aus Fürstenrode heimkam, mit bedeutungsvollem Augenblinzeln.

„Nun, lieber Lorenz . . . hm . . . Kendars sind eine recht gute Familie . . . he?“

„So vermuthe ich,“ — versetzte Graf Lorenz ruhig und schenkte sich sein Glas voll Rothwein.

„Urban, schenk Er dem Grafen besser ein und präsentier Er den Braten noch einmal . . . hast Du keinen Appetit? Ich bemerkte schon seit einiger Zeit, daß Du keinen Appetit hast, alter Junge . . . Du ißt noch schlechter als sonst. Was ist die Ursache?“

„Ich habe diese Thatsache selbst noch nicht bemerkt.“

„So? — Haben Kendars eine Tochter?“

„Gewiß. Das niedlichste Mädchen, welches

mir seit lange vor die Augen gekommen — ein Rosenknöspchen.“

„Nun, nun,“ schmunzelte der Onkel — „das paßt ja gut mit Dornburg zusammen. Was meinst Du?“ —

„Ich meine daß sie sechszehn Jahre alt ist und ich bis neununddreißig zähle.“

„Das sind faule Fische, Lorenz — ein Mensch wie Du bekommt Jede. Aber ich werde mich hüten, mich in Deine Herzensangelegenheiten zu mischen.“

„Es wäre auch ziemlich vergeblich, da es sich nicht um eine Herzensangelegenheit sondern um eine Heirath handelt.“

„Lorenz!“ — rief der mit Recht entrüstete Graf.

Sein Neffe seufzte, lächelte und balancirte das Messer auf der Hand, den Blick auf das schwebende Instrument gesenkt.

„Et que voulez-vous?“ fragte er dann gelassen, „ich erinnere Dich nur an Deine eigenen Worte: Eine Bedingung stelle ich freilich, und das ist, daß Du Dich verheirathest.“

„Nun ja doch!“ — rief Graf Rudolph hitzig

— „aber ich setze voraus, daß Du dies mit dem Herzen thun wirst.“

„Wenn Du hierauf warten willst — auf einen blinden Zufall! . . . so können wir leicht beide drüber weiß werden, lieber Onkel. Aber vielleicht sind auch nur unsere Begriffe von ‚Herzensangelegenheiten‘ etwas verschieden“ — er lächelte ironisch — „Dir genügt es vielleicht zu vollständiger Beruhigung, wenn ich Dir sage, daß mir Fräulein von Kendar ausnehmend gefällt, daß ich sie, in ihrer Art bezaubernd finde, — daß ich glaube, sie wird eine recht herzige kleine Frau abgeben! — Was sagst Du nun?“

„Hm!“ — meinte Graf Rudolph bedächtig — „ich sage gar nichts. Uebers Knie brechen läßt sich solch eine Sache nicht, aber ich denke kommt Zeit, kommt Rath. Es ist schon viel, daß Du überhaupt an solch’ eine Möglichkeit denkst, und so ganz kalt kann Dein Herz doch nicht geblieben sein — wie wärst Du sonst auf den Gedanken gekommen, Dich zu verheirathen?“

„Der Gedanke entsprang einem Gefühl der Abspannung und des Lebensüberdrußes —“

„Hübsche Gründe!“ brummte der Onkel.

„. . . ein Spleen, der mich stets überfällt, wenn ich längere Zeit unter vernünftigen Menschen lebe,“ fuhr Thurna fort — „ich vermisse etwas, ich fühle mich unzufrieden und unbefriedigt und verspüre den Wunsch, irgend etwas zu thun, was meine Lage verändern könnte.“

„Nun,“ sagte der Onkel, ein wenig ausgeföhnt, „das läßt sich schon eher hören. Wart es ab, lieber Junge und es wird schon ein Tag kommen, an dem Du ganz genau weißt, was Du zu thun hast.“

Graf Lorenz sagte nichts hierzu und sie trennten sich.

Am nächsten Tage kam Frau Clementine mit ihrer Emmy, um nach dem armen, einsamen Onkel zu sehen. Es war ihr garnicht sehr lieb, Onkel und Neffen in friedlicher Eintracht über den Hof gehen zu sehen. Sie sah es kommen, daß der alte Herr wieder ganz dem Zauber dieses gefährlichen Menschen unterliegen werde — sich womöglich hin-

reißen lassen würde ihn zum Herrn der Dornburg zu machen. So wie sie mit dem Dunkel allein war, frug sie, von ihrem großen Strickstrumpf aufblickend

„Nun, hat er etwas über sein unverantwortliches Benehmen gegen Fräulein von Kendar gesagt?“

„Weshalb unverantwortlich?“

Frau Clementine nahm eine Stricknadel zwischen die dünnen Lippen und zählte die Maschen.

„Unverantwortlich,“ sagte sie unter diesen etwas erschwarenden Umständen, mit kalter Stimme, „weil er das arme Mädchen zum Gerede macht.“

„Wozu redet Ihr drüber, wenn sie Euch dauert?“ brumnte Graf Rudolph, „aber wie soll er es sonst anfangen? — So geht es immer, vor der Verlobung.“

Frau Clementinens Nadel fiel klirrend zu Boden.

„Du denkst, er will sie heirathen? . . . aber, bester Onkel, kennst Du Lorenz noch so wenig, daß Du nicht weißt, daß er dies Spiel schon mit Hunderten trieb?“

„Warte es nur ab!“

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, denn ich habe Dich unaufhörlich gewarnt!“ — sagte Frau

Clementine, „aber ich wiederhole es immer wieder: Hüte Dich davor, Dich mit ihm einzulassen! — Er wird Deine Hoffnungen nie erfüllen. Er wird sich nie verheirathen, er wird der Dornburg, so wie er sie hat, den Rücken kehren. Dein Alter, welches so schön sein könnte, wird durch ihn verbittert werden. Wenn das Unglück da ist, wirfst Du an meine Worte denken.“

„Er hat Dich einmal gekränkt, und das kannst Du nicht vergessen,“ sagte Graf Rudolph trocken.

Das war aber eine Anspielung die seine Richte absolut nicht vertrug — die ihn augenblicklich von ihrer Gegenwart befreite.

Graf Lorenz lag unterdessen auf dem grünen, lindenbeschatteten Rasenhang unter der Schloßmauer — die Stelle wo er schon als Knabe zu träumen pflegte, wenn die Bienen um die blühenden Linden schwärmten und in die schwanfenden Rispen des wilden Hafers und Zittergrases hinabfuhrten, um dem gelben, fetten Mauerpfeffer und den weißen Kleeblüthen Besuche abzustatten. Ueber Berg und Thal schweiften dann des Knaben unruhige Blicke,

wie ungezähmte, wilde Falken und suchten in nebelblauer Ferne das Zauberland seiner Träume.

Hier hatte ihn Niemand je gesucht, denn unter den hohen Grundmauern des Schlosses fiel die Bergwand steil abwärts und war mit Dornengestrüpp so dicht überzogen, daß sogar die naschhaften Ziegen den schmalen Rasenhang oben an der Mauer nicht zu erklettern wagten! Wenn hier im Frühling der rosenfarbige Blüthenschnee ausgeschüttelt lag und des Knaben Auge hinabblickte in diese wonnenvolle Pracht, erfaßte ihn stets ein ungestümes Verlangen hineinzuspringen, ins Rosenmeer, unterzutauchen in die weichen Blätterwolken, daß sie wirbelnd über seinem Kopf zusammenschlagen möchten. Und seine Phantasie malte ihm das Zauberſchloß aus, welches er auf dem Grunde dieses Meeres finden werde — malte und lockte, bis der tolle Bursche eines Tages dem Zuge folgte und kopfüber in die Blüthenwellen herabsprang!

Aber ach, die Blüthen zerstoben und dornige Ranken fingen ihn auf und gruben ihre Stacheln

in seine Glieder . . . aber sie verhinderten auch, daß er hinabstürzte und zerfiel!

Damals hatte er zum ersten Mal die Lehre empfangen, daß unter den Rosen die Dornen liegen und diese Erfahrung hatte auf des kleinen Knaben Gemüth einen tiefen Eindruck hinterlassen! Nicht, daß sie ihn klug und weise gemacht — o nein! — Es war nur ein neuer Reiz, der Zauber des Gefahrvollen, zu der immer wiederkehrenden Versuchung getreten!

Wie er jetzt dalag und an all dieses zurück dachte, zog er langsam ein Taschenbuch hervor und öffnete es. Zwischen zwei weiße Blätter eingeschlagen, lagen einige flüchtig beschriebene Zettel, eine Bandschleife, ein grünes Blatt, lauter Erinnerungen an die letztverfloffenen Wochen — kleine Zeichen, Warnungen und Winke, durch welche der Plan, zu dem er die Hand geboten, durchgeführt worden war.

Er sprang plötzlich auf. Morgen konnte die Entscheidungsfunde schlagen — war das nicht Grund genug, um sein Pferd zu satteln und hinzureiten?

Eine Stunde später war er schon auf der Land-

straße und verschwand in einer wirbelnden Staubwolke den Augen der ihm erzürnt nachblickenden Frau Base.

„Ich glaube wirklich, er ist verliebt!“ sagte Graf Rudolph händereibend.

Thurna bog, wie gewöhnlich, kurz vor Sonnenuntergang in die schattigen Eichenhaine des Thiergartens. Sein Pferd war mit Schaumflocken bestreut. Er sprang ab, nahm den Zügel und führte es einen abkürzenden Fußpfad zwischen Fichtenhecken und Rußsträuchen dem Schlosse zu. Er kam an der Fasanerie vorüber und sah die fleißige Försterin in ihrem Garten graben und jäten. Die braunen Dachshunde kannten ihn jetzt schon und kamen ihm entgegen gelaufen. Sie sprangen an ihm empor und er hielt einen Augenblick an, um sie zu streicheln — doch sie stürzten plötzlich alle drei kläffend von dannen — drüben aus dem Baumschatten trat eine helle Gestalt mit dem Strauß frischer Wiesenblumen im dunklen Lockenhaar und am blauen Gürtel anzusehen wie ein Frühlingmorgen. Sie blieb stehen, stutzte und erröthete leicht, dann, als habe sie den Reiter

nicht gesehen, legte sie die Hand auf den Hals eines Rehens, welches sich an sie schmiegte und die Blumen und Grashalme aus ihrem Gürtel zupfte.

Thurna kam mit wenigen Schritten heran und grüßte.

„Nun, meine gütige Waldfee? . . . Es fehlte nicht viel, so hätten Sie mich verleugnet! Es ist eine liebenswürdige Ueberraschung des Schicksals, uns am letzten Tage unter diesen grünen Bäumen zusammen zu führen; haben Sie mir nichts mitzutheilen?“

„Nichts.“

„Also die See ist glatt, das Lustspiel verläuft programmäßig! Morgen kommt der Brief des Prinzen.“

„Ja — ich bin sehr ge — aber wie heiß und staubig Sie sind und wie schaumbedeckt Ihr Pferd! Wir wollen ins Haus gehen, damit Sie sich ausruhen.“

„Spotten Sie doch nicht. Wenn Lorenz es jemals nöthig hat, sich nach einem dreistündigen Spazierritt auszuruhen, dann legt er auch seinen

Kopf freiwillig unter die Guillotine . . . denn was soll er noch?“

„So hätte das Leben nur Werth, solange wir jung und gesund sind? Ach — und ich denke immer an das Alter, wie an einen Hafen der Ruhe und des Friedens.“

„Alt? — Sie alt? Es giebt Dinge, die ich mir nicht vorstellen kann und dieser Gedanke gehört dazu! Welch wundervolle Augen dies Reh hat.“

„Das arme Thier, es fürchtet sich vor Ihnen und Ihrem großen Schimmel. Es zittert.“

„Und sucht Schutz bei Ihnen — das ist wirklich seltsam. Wohnt in diesen Thieren ein unfehlbarer Instinkt, daß es weiß, welche unüberwindliche Macht sich in der Hand birgt, die Sie ihm schützend auf den Kopf legen? dann muß es auch wissen daß ich noch nie eine Gazelle schoß.“

„Kommen Sie von Kendars?“ fragte sie nach einer Pause zögernd.

Er blickte rasch auf.

„Nein, gewiß nicht, und sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an. Ich habe nichts Schlimmes

angerichtet und das Herz Ihrer niedlichen kleinen Freundin ist so ruhig geblieben wie — das meine.“

„Dann haben Sie gespielt.“

„Ich that dies durchaus nicht. Ich bedurfte für mein häufiges Erscheinen eines Vorwandes. Der Ritter im Frauendienst hat vor Allem die Pflicht, der Dame zu dienen unter deren Farben er kämpft. Außerdem aber — lachen Sie mich nicht aus! Ich habe den tollen Wunsch, zu heirathen.“

„Doch ganz gleich Wen?“

„Doch ganz gleich Wen. Sehen Sie, da haben Sie es getroffen.“

Evelyn beugte sich hinab und streichelte das Kehl. Ihr Herz schlug sehr unruhig — war das, weil morgen die Entscheidungstunde ihres Schicksals schlug? Ach, sie wunderte sich selbst darüber, wie gleichgültig ihr allmählig der ganze Handel geworden war.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Thurna sanft, „weshalb stehen sie so muthlos und freudlos an der Schwelle eines neuen Lebens, welches ja Alles ent-

hält, was Sie sich nur wünschten? Ahnen Sie jetzt schon, daß es eine Täuschung sein wird?"

Sie schlug die Augen auf. Große Thränen hingen an den Wimpern.

„War es Alles ganz Recht?“ murmelte sie, „sind nicht Heimlichkeiten und Intriguen immer schlecht? Darf man gute Dinge auf krummem Wege erlangen?“

„Armes Kind!“ rief er unwillkürlich, „zu all Ihrem Elend nun auch noch diese rührenden Gewissensbisse? Wie soll ich es anfangen, um Sie glücklich zu machen?“

Eine sonderbare Frage! Sie trieb ihm, kaum gesprochen, das Blut bis in die Stirn und verwandelte ihr gesenktes Antlitz in farblosen Marmor.

Ohne ein Wort mehr zu sagen, gingen sie durch den Eichpark nach Hause. Der Schimmel, die Zügel über den Hals gelegt, folgte wie ein gehorsames Hündchen seinem Herrn. Dieser hielt der jungen Frau schweigend die kleine Pforte offen, er bog die tiefherabhängenden Aeste zurück und starrte auf die Sonnenpfeile die ihr blumengeschmücktes

Haar flimmernd und tanzend vergoldeten, wie sie unter dem grünleuchtenden Kuppeldach hinging, mit leichtem Schritt und schwerem Herzen.

Nahe am Schloß erklang von den Drangenhäusern her ein lauter Pfiff, bei dessen Klang sie aufschreckte und hastig antwortete: „Hier Theodor!“ Dann eilte sie, dem Rufe Folge leistend, rasch wie ein Vogel davon.

Thurna blieb einen Augenblick wie versteinert stehen! Das war Baron Tesselhof gewesen, der seine Frau herbeipfiff, wie man einen Jagdhund pfeift! Das dunkle Gesicht des Mannes, dessen Wiege im alten Maurenschlosse Attalaja am Fuß der Sierra Nevada stand, wurde noch dunkler, die Hand fuhr nach der Seite, als suche sie eine Waffe, und eine Bornesflamme sprühte aus seinen Augen.

Fünftes Kapitel.

Als der Diener am nächsten Tage nach dem Essen die Post hereinbrachte, und die Briefe und Zeitungen dem Hausherrn präsentirte, fühlte Evelyn einen kalten Schauer durch alle Nerven rieseln und ihr Herz in athemloser Spannung still stehen. Sie wagte nicht, von ihrer Arbeit aufzublicken, sondern schien ganz in den Anblick der feinen Stiderei vertieft.

Graf Lorenz hatte eine Zeitung ergriffen, und warf sich damit in den nächsten Fauteuil.

„Ah, da haben meine Freude, die Carlsten ja wieder einen hübschen Spektakel losgelassen,“ sagte er; „interessiren Sie sich für Spanien, gnädige Frau?“

„Die Lüne? — die interessirt sich für alle Länder, in denen kein vernünftiger Mensch leben kann,“ sagte Tesselhof und schnitt mit einem großen Falzbein behäbig seine Briefe auf, „die Leute dürfen nur nicht gewaschen, die Häuser nicht getüncht sein und jeder graue Olivenbaum ist ihr lieber, als die schönste Buche! Ich denke noch mit Graus an unsere Hochzeitsreise nach Venedig . . . Alles miserabel, wohin man kam. Schlechte Coupés, schmutzige Gasthöfe, zerlumppte Banditen, Essen was kein Mensch herunter würgen konnte — hollah! Was giebt's?“

„Wo ist meine Frau?“ rief Major Belfort, indem er mit wichtiger Miene in die Thür trat, „da hab ich einen Brief bekommen . . . he, Tesselhof, könntest doch mal mitgehen. Das Ding will besprochen sein!“

„Aber was giebt's denn?“

„Komme nur mit, hab' wahrhaftig keine Zeit zum Schwätzen.“

Tesselhof leistete der Aufforderung etwas widerwillig Folge, denn wenn man seine Flasche Rheinwein getrunken hat, sitzt man doch gern in beschau-

licher Ruhe hinter seiner „Allgemeinen“ und gähnt die Weltereignisse an.

Als die Schritte verhallten, hob Evelyn langsam den Kopf und fragte kaum hörbar: „Was denken Sie von ihm?“

„Geschmeichelt!“ war Thurua's lakonische Antwort, indem er die Zeitung zusammenfaltete, „Sie stehen in der offenen Pforte eines Friedensparadieses!“

Sein Ton war ironisch, so, als glaube er nicht recht an die Herrlichkeit dieses Paradieses.

Dieser Nachmittag schien ein langes tête-à-tête werden zu wollen, denn die Konferenz in den Zimmern der Majorin nahm gar kein Ende. Es gehörte mit zu den Demüthigungen ihrer Stellung, daß es Niemand einfiel, sie an den Berathungen und Entschlüssen mit theilnehmen zu lassen.

Aber wenn es eine Demüthigung war, so fühlte sie dieselbe schon nicht mehr, denn eine Stunde ungestörter Unterhaltung mit Graf Lorenz überwog viele Kränkungen, wiegte jede Spannung in Vergessenheit. Sehr selten war es ihnen gestattet gewesen, mit einander zu plaudern, „wie in alten

Zeiten“ — und ihre Meinungen auszutauschen über all die Ideale, darinnen ihre Geister sich in Harmonie und Enthusiasmus fanden. Damals hatte sie, an ihren Vater geschmiegt mehr gehört als mitgesprochen — aber der Genuß war derselbe gewesen. Niemals hatte ihn eine Frau so begriffen, hatte ihm so hoch folgen können, wie das Kind welches er einst durch Musik in seinen Zauberkreis gezogen, dessen Thränen damals auf seine Hand gefallen waren, als sie diese Künstlerhand mit abergläubischer Verehrung an die Lippen gedrückt hatte, ehe er es hindern konnte.

Sie war dieselbe geblieben . . . was damals aus ihren Augen strahlte, in ihrem Herzen und in ihrer Phantasie lebte und litt, sagte und jubelte, das Verständniß für die Kunst und die traumhafte Sehnsucht nach einem hohen, verklärten Glück — es ruhte noch Alles, ein ungehobener Schatz in ihr, denn wie hätte es sich unter dem Druck einer verweltlichenden Erziehung und eines verfehlten Lebens entwickeln können?

So fand er sie jetzt wieder. Außerlich eine

Anderer geworden, innerlich dieselbe geblieben, um keine Stufe höher gestiegen, ihre Gedankenwelt schreckhaft vor den Blicken der Menschen hütend, die sie nur verspottet hätten.

Wenn ihn die Jahre härter und skeptischer gemacht hatten, so vergaß er dies vor ihr, denn ihre Stimme und ihre Worte zogen ihn mächtig zurück in die Zeit seiner ersten, hochstrebenden Jugendträume, da der kalte Hauch der Welt den praktischen Duft noch nicht von seinen Empfindungen gestreift hatte und Zweifel und Pessimismus noch nicht ihre dunklen Schatten über sein freudiges Hoffen und Glauben gebreitet! Die Zeit, da er noch von Größe und Heldenthum träumte, war so verwebt mit ihrem kindlichen Bilde, daß er Beides in seinem Gedächtniß nicht trennen konnte.

Und solch eine Stunde ungestörten Gedankenaustausches, was war sie nicht werth? — War es zu verwundern, daß die Ursache dieses tete-à-tete — das Familienkonzil drüben, zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsank?

Evelyn wenigstens wußte nichts mehr von dem, was in der Luft schwebte, so glücklich war sie, so voll genoß sie es, Antwort auf hundert Fragen zu erhalten, einen Einblick zu thun in seine Gedanken, Vergleiche zu ziehen zwischen sonst und jetzt. Er war größer geworden, sie — ach! sie war stehen geblieben. Manches was er sagte, überstieg ihre Fassungskraft, aber sie folgte ihm, wie sie seinem Spiel folgte, unwiderstehlich angezogen, vom Wunsche befeelt ihn zu verstehen.

Und wie sie ihm so gegenüber saß, in selbstvergessener, lebendiger Theilnahme an seinen Schilderungen, die großen Augen glänzend, wie die eines Kindes unter dem Weihnachtsbaum, Thränen und Lächeln wechselnd auf diesem sonst so stillen, trauer-vollen Antlitz, erschien sie ihm wie eine Andere — oder vielmehr er erkannte das Kind wieder, deren Gesang und frohes Plaudern unaufhörlich, wie eine murmelnde und sprudelnde Quelle durch die majestätischen Hallen des alten Säulenhauses in Kairo geklungen, deren Schritt, leicht wie Windeshauch die Treppen hinauf und hinabgeflogen war, und wieder,

wie schon oft jetzt, kam eine große, bittere Reue über ihn.

Es hätte Alles anders kommen müssen, wenn er nicht damals in jugendlicher Schroffheit ein Anerbieten zurückgewiesen, eine Bitte abgeschlagen hätte, durch deren Annahme er drei Menschen glücklich gemacht hätte. Das wußte er jetzt.

„Sie haben mir noch nie gesagt, weshalb Sie uns damals so rasch verließen, Graf Thurna?“

Sie blickte ihn lächelnd an, wie man einen alten Freund ansieht, schelmisch, erwartungsvoll und mit dem Anspruch auf Vertrauen.

„Weshalb? Weshalb?“ wiederholte er, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, daß alle die schwarzen Lockenringel sich aufbäumten, vielleicht war es dies, was ihm auf einen Augenblick ein so wildes Aussehen verlieh? „weil Lorenz Thurna immer ein Narr war . . . dem die Freiheit über das Glück ging! Erlassen Sie mir diese demüthigende Beichte. In Gedanken habe ich oft vor Ihnen gekniet und mein Haupt gebeugt, um Abbitte zu thun für die

Kränkung, die Sie einst durch meine unbegreifliche Blindheit erfuhren, ohne es selbst zu ahnen.“

„Das nenne ich Hieroglyphenschrift!“ versetzte sie, ihn voller Vermunderung, nachdenklich betrachtend, „Sie haben mich nie gekränkt, nie mißverstanden, nie betrübt, denn Sie liebten meinen Vater, Sie begriffen ihn, Sie waren gut für ihn.“

„Und doch habe ich ihn in einer argen Stunde tiefer beleidigt, als ihn je ein Mensch beleidigen konnte. Oder nennen Sie es keine Beleidigung, wenn Ihnen Jemand sein Bestes bietet und Sie wenden sich ab und lassen den Edelstein wie werthloses Glas unbeachtet liegen?“

Sie begriff plötzlich und ein Purpurschimmer floß jäh über ihr Gesicht, stieg bis in die Stirn herauf.

„Frau von Ardensleben und Fräulein Töchter!“ meldete der eintretende Diener.

Erschrocken, als habe sie Jemand aus tiefem Traume aufgerüttelt, fuhr Evelyn auf, blickte sich verwirrt um und versetzte mechanisch: „Sehr angenehm!“

Der Bann war gebrochen. Sie war wieder Baronin Tesselhof, er Graf Thurna und sie saßen sich stumm gegenüber, sich wie Fremde betrachtend.

Dann sprang er auf und verließ den Salon, ehe die Damen eintraten.

Der Rest des Nachmittags und der Abend waren eitel Geschwätz und Gelächter. Die Ardenzlebens waren heitere Leute und verstanden es, über Kleinigkeiten endlos viel zu schwätzen. Tesselhof und der Major sahen sehr wichtig drein, die Majorin hatte eine rothgeweinte Nase. Evelyn wunderte sich garnicht, als der Diener ihr sagte: Eine Empfehlung vom Herrn Grafen und derselbe sei auf die Dornburg geritten! Tesselhof schien ganz vergessen zu haben, daß ein Graf überhaupt jemals dagesessen war.

An diesem Abend stand ihr noch eine schwere Stunde bevor und das war, als Tesselhof, sowie sie allein waren, sagte: „Na, Linc, jetzt rathe!“

Und sie mußte vor ihm die Augen niederschlagen, während sie stockend fragte:

„Was hat es denn gegeben?“

„Na, nun denke einmal!“ und damit erzählte Tesselhof umständlich die ganze Geschichte, während ihr Herz immer schwerer wurde, denn vor ihm die Ueberraschte spielen zu müssen, war eine erniedrigende Aufgabe. Zehnmal wollte sie ihn unterbrechen mit den Ausruf: Ich weiß Alles! aber die Angst, noch im letzten Augenblick den zu ihrem eigenen Besten entworfenen Plan zu zerstören, hielt sie davon ab!

Nur daß die ganze Sache, je näher die Entscheidung rückte, desto mehr an Werth und Wichtigkeit verloren hatte und etwas ganz Anderes sich über all dem Berathen und Planen, Zuflüstern und Zulächeln in ihr Herz gestohlen hatte, so daß ihr guter Zweck allmählig zum Mittel herabgesunken war!

Aber das gestand sie sich noch selber nicht ein. Sie wunderte sich noch über die Gleichgültigkeit, mit welcher sie, am Schluß von Tesselhofs Bericht fragen konnte:

„Nun und was wird Major Belfort thun?“

„Du kannst noch fragen?“ lachte Tesselhof, „der hat mir eine fulminante Rede gehalten über endlich anerkannte Verdienste und sitzt bereits über

seiner unterthänigen Antwort . . . und jemehr die Majorin ihn beschwört, nicht d'rauf einzugehen und jemehr sie ächzt und jammert, desto obstinater wird er! — Na, ich gönne ihm den Scherz!“ —

Unterdeffen ritt Graf Thurna langsam, langsam durch die hereinbrechende Nacht der Dornburg zu.

Die Hügel und Wälder hoben sich scharf gegen den Nachthimmel ab, an welchem die Sterne flimmerten. Die Nacht malte ihre wechselnden Landschaftsbilder mit geheimnißvollem, zauberhaften Silberstift, hier tiefe Schatten, dort aufblühende Lichter. Weiße, wallende Nebel stiegen von den Wiesen auf, schwanften wie verschleierte Gestalten, zerrten ihre Schleppen nach sich, bis dieselben rissen und reckten sich, streckten sich, als wollten sie den einsamen Reiter erfassen, der sie finster anblickte und sie doch nicht sah! Was sah er statt dessen? — Ach, wieder die Wunderstadt, die Vision seiner Knabenjahre — jetzt dicht vor sich, faßbar, greifbar in wunderbarer Herrlichkeit. Er stand vor ihren goldenen Thoren, aber dieselben waren verschlossen!

Sein Leben erschien ihm schon lang — und es war lang, länger als die Zahl seiner Jahre. Die tiefe Einsamkeit weiter Reisen hatte abgewechselt mit dem bunten Strom des Weltlebens, darinnen hunderte von Gesichtern an ihm vorüber gezogen waren. Wunderbar schöne Frauenköpfe waren mit dabei gewesen und ihr Lächeln war ihm im Gedächtniß geblieben. Weshalb hatte er sie alle so vorüberziehen lassen? — Ja, das war es! — Nie hatte er den Wunsch gefühlt, Eine aufzuhalten, fürs Leben.

Diese Eine war erst jetzt — zu spät! — in sein Leben getreten und er mußte sie stehen lassen und seiner Wege gehen!

Als er auf der Dornburg ankam, war es zehn Uhr. Sein Onkel löschte eben die Lampe aus, legte die Zeitung hin und nahm das Licht um zu Bett zu gehen.

„Onkel Rudolph,“ sagte Thurna sehr ruhig, „wirfst Du es entschuldigen, wenn ich morgen nach Paris zurückkehre?“

„Du?!“ rief der Graf und starrte den Neffen an, „was fällt Dir ein?“ —

„Eben das!“

„Aber Du bist wahrhaftig ein ganz nichts-nutziger Zigeuner, Lorenz!“ rief Graf Rudolph in großem Zorn.

„Ganz recht, das bin ich!“ versetzte Thurna mit einem gewissen kleinen melancholischen Lächeln, durch welches er mancher schönen Frau den Kopf verdreht hatte, das aber bei seinem ehrenfesten Onkel ganz wirkungslos blieb.

„Nun, so sage wenigstens zu Deiner Entschuldigung, daß Dir Fräulein von Kendar einen Korb ausgetheilt hat!“

„Mir, einen Korb?“ fragte Graf Lorenz mit gradezu schauderhaftem Selbstgefühl, „verzeih’ lieber Onkel, aber ich hätte wahrscheinlich längst eine Frau, wenn ich annehmen dürfte, daß mir irgend ein Mädchen einen Korb geben würde.“

„Das übersteigt Alles!“ wetterte der Onkel, „geh zu Bett und erwache morgen bei Sinnen!“

Sechstes Kapitel.

Der Herbst war gekommen. An den Spalieren hingen die reifen, blauen Trauben und am Boden lag schon manches gelb und braun gestreifte Blatt. Ueber die Thäler und Buchenberge flogen die Zugvögel in großen Schaaren oder einzeln hintereinander, wie der Schweif der Papierdrachen. In den Waldgründen schrie der Hirsch seinen erschütternden Schlachtruf und überall erwachte die Jagdlust. Mit den Herren war, wie Räthchen Rendar mißmuthig sagte, nichts mehr anzufangen, denn sie hätten nichts im Kopfe als Pulver und Blei, Schrote und Patronen und wären Alle in ihre Pferde und Jagdhunde verliebt.

Für Schloß Fürstenrode brachte der Herbst die Glanzzeit des Jahres, nämlich die sogenannten

„Herzogstage.“ Es war, seitdem Gräfin Fernay Baronin Tesselhof wurde, zur angenommenen Sitte geworden, daß Evelyns herzogliche Verwandte in jedem Herbst auf drei Tage ihre Gäste waren und dieser Besuch war mit einer brillanten Hochwildjagd verbunden, welche der Herzog und die jagdlustigen Prinzen wohl zu schätzen wußten. Tesselhof hatte Geld und Eitelkeit genug, um diese Tage zu einem langen, glänzenden Fest zu gestalten, welches noch wochenlang Stoff zur Unterhaltung gab.

„Es wird herrlich, wie immer!“ sagte Rätchen zu sich selber, indem sie durch das raschelnde Laub der Hauptallee dem Schlosse zutanzte, „aber ich wünschte nur, Evelyn sähe etwas weniger traurig aus.“

Sie unterbrach sich mit einem kleinen Schrei, denn da sie immer in die wirbelnden braunen Blätter unter ihren Füßen geblickt, war sie Edgars nicht gewahr geworden, der plötzlich vor ihr stand.

„Was wünschen Sie, Fräulein Rätchen?“ fragte er.

„Wie können Sie mich so erschrecken, Edgar!“

schmolte sie, „und wie können Sie so neugierig sein, zu lauschen!“

„Wenn es Geheimnisse sind, die Sie haben, dann sagen Sie es nur nicht so laut!“ erwiderte der junge Recke spottend, „nicht, als ob ich nicht ganz genau wüßte, was Sie sich wünschen.“

Wahrhaftig! Wie klug Sie sind! Nun also?“

„Sie werden hübsch roth werden, wenn ich es Ihnen sagte!“

„Das wollen wir doch sehen! Ich roth werden!“

„Sie wünschen sich, daß Ihr schöner spanischer Graf, der Ihnen so zuckersüße Sachen sagte, doch mal wiederkommen möchte . . . ha! Jetzt wird Fräulein Räthchen aber doch —“

Fräulein Räthchen wandte sich blitzschnell zu ihm und gab ihm eine Ohrfeige, daß ihm die Mütze herabflog . . . ach, damit war sie ja schon als vierjähriges Mägdlein so schnell bei der Hand gewesen, daß er immer erst begriff, was gewesen war, wenn es längst vorüber war.

Er hob seine Mütze auf und sagte, während jetzt er dunkelroth wurde:

„Sie sind wirklich außerordentlich erzogen, Fräulein von Rendar.“ —

Sie stand vor ihm und preßte ihre beiden niedlichen Hände aufs Herz und sah ihn mit funkelnden Augen, tiefathemholend an:

„O, das that mir wohl! O, wie mir das wohl that!“ sagte sie aus voller Seele und dann fing sie plötzlich an zu lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

„Ich kann mich nur wundern!“ sagte Edgar, mit großer Würde und wandte ihr den Rücken.

„Werden Sie mich noch einmal fragen, was ich mir wünsche?“

„Ich werde Sie überhaupt gar nichts mehr fragen,“ versetzte Edgar, indem er mit großen Schritten davon ging und zu dem lichtblauen Herbsthimmel aufblickte, der durch die Baumkronen schimmerte.

„Nun, das freut mich!“ sagte Rätchen, die ihm wie ein Wiesel nachgelaufen war, „und zur Belohnung will ich es Ihnen sagen —“

„Ich habe Sie garnicht darum gefragt, Fräulein von Kendar!“

„Das ist auch nicht nöthig, Herr Falkner, ich sage es Ihnen von selbst und Sie werden stehen bleiben und sagen: ja, das wünsche ich auch.“

„Sehr wahrscheinlich!“

„Doch, doch! Laufen Sie nur nicht so desperat Edgar — ich muß sonst denken, Sie fürchten sich vor mir. War die Ohrfeige so gut? Sie war ehrlich gemeint, aber, Donnerwetter! — das hatten Sie verdient!“

„Von wem haben Sie so feine Ausdrücke gelernt?“ fragte Edgar, indem er immer weiter lief.

„Die brauche ich, weil ich weiß, daß ich Sie damit ärgere, lieber Junge! Nun, hören Sie, was ich mir wünsche, daß Evelyn nicht so traurig aussehen möchte. Das war's und von dem Grafen keine Silbe.“

Wahrhaftig! Edgar stand schon still.

„Traurig? Traurig? Ist das wahr? dummes Zeug, Räthchen, weshalb sollte sie es sein?“

„Das begreife ich eben nicht und das sollst Du mir sagen, wenn Du es weißt.“

„Wie soll ich es wissen? Ich sehe sie nicht so oft wie Du.“

„Aber,“ — und in Rätchens Augen sprangen plötzlich eifersüchtige Thränen, „sie liebt Dich mehr als mich und sagt Dir mehr!“

„Ach nein, sie sagt mir nichts!“

„Aber irgend etwas muß sein, denn es ist doch sonst nicht denkbar, daß sie jetzt nicht froh sein sollte, wie die Haidelerchen! Der abscheuliche alte Rußknacker und die armselige alte Majorin mit der rothen Knopfnase sind Beide fort und quälen sie nicht mehr, Susi ist wieder im Schloß, Evelyn kann thun was sie will und hat lauter neue Dienstboten, die ihr alle gehorchen, Lenore und Ilse, die beiden albernsten Gänsschen haben eine neue Miß bekommen und fangen an die Mama zu lieben, kurz, kurz, es ist eigentlich Alles so, wie ich es mir immer für sie gewünscht habe und sie . . . glaube mir, sie war früher glücklicher!“

Edgar wühlte sich in tiefen Gedanken durchs Haar und starrte vor sich hin.

„Sie hat am Ende zu viel zu thun?“ sagte

Käthchen nach einer Pause, „denn, ich sage Dir, sie ist fürchterlich geschäftig. Während sie früher oft stundenlang mit ihrer Stickerarbeit im Garten saß, hat sie jetzt oft keine Minute Zeit. Bald hat sie mit der Wirthschafterin bald mit der Gouvernante, bald mit dem Gärtner zu verhandeln, oder sie hat die Kinder bei sich, oder sie läuft in den Kuhstall oder sie hat eine Schneiderin da und läßt die Kleider der Kinder umändern . . . und der Baron sagt zur Mama: Hören Sie, Frau von Kendar, meine Lina ist eine kapitale Frau! und er sieht nichts davon, wenn sie manchmal so blaß ist, wie dies Taschentuch!“ —

Edgar erwiderte nichts hierauf und schweigend gingen sie weiter, bis die Front des stolzen Herrenhauses vor ihnen lag und das Plätschern und Rauschen der beiden Springbrunnen an ihr Ohr schlug. Zugleich aber auch, von seitwärts her entferntes Stimmengemurmel.

„Sie sind im Pavillon!“ sagte Edgar, indem er die Zweige einer hohen Hecke auseinanderbog, und über die glatte, eichenumstandene Wiesenfläche

blickte, auf welcher sich so oft eine heitere Gesellschaft zum Croquetspiel versammelte, auf welcher vor langer Zeit, als die Vögel noch sangen und die Rosen noch blühten, die rothe und die schwarze Kugel ihren Siegeslauf gehalten hatten.

Drüben stand das offene Blockhaus, gewöhnlich der Pavillon genannt, und in demselben war eine Familiengruppe zu sehen, deren friedliches Glück in sonderbarem Gegensatz zu Käthchens Lamentationen stand. Die Familie Tesselhof war dort beim Nachmittagskaffee versammelt. Der behäbige Hausherr saß mit seiner Pfeife im großen Gartenstuhl, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sah so content aus, wie nur möglich. Auf der andern Seite des runden, aus einem Fichtenstamm gesägten Tisches, saß seine junge Frau, schenkte den Kaffee ein und hatte den linken Arm um Leonore geschlungen, die sich an sie schmiegte und ihr ins Ohr zu flüstern schien. Else saß mit einer Handarbeit neben der Gouvernante.

Konnte es ein zufriedenstellenderes Tableau geben? Käthchen athmete tief auf und Edgar ließ

die Aeste wieder zusammenschlagen. Dann traten sie auf die Wiese und Tesselhof rief sie an: „Hierher! Hierher, Kinder!“

„Für Euch wird auch noch Platz da sein,“ sagte er dann vergnügt. Ja, er sah sehr vergnügt aus, aber wann um himmelswillen war Tesselhof nicht guten Muthes? Er war unter der larmoyanten Tyrannei seiner Schwiegermutter händereibend umhergegangen, er ging unter Evelyns sanftem Regiment händereibend umher!

Merkwürdig war in der That die Veränderung, welche unter dem Einfluß einer vortrefflichen Erzieherin und Evelyns unerschütterlicher Geduld und Güte mit den beiden Mädchen vor sich gegangen war. Lenorens kleines Herz hatte sich stets heimlich der Mama zugewandt, aber es unterlag auch keinem Zweifel, daß Ilse binnen kurz oder lang völlig gewonnen sein würde. Von Natur oberflächlich und unbedeutend, aber gutmüthig, waren Beide weit leichter zu leiten, als sich Evelyn gedacht hatte und der Augenblick, wo sich Beide nicht nur aus Gehorsam und widerstrebend, sondern mit enthusiastischer

Liebe ihrem Willen fügen würden, rückte täglich näher.

Ja, sie hatte jetzt Alles, Alles, wovon zu träumen ihr vor einem Jahr wie Narrheit und Vermessenheit erschienen wäre. Ihr Leben hatte aufgehört ein zweckloser Müßiggang zu sein, sie hatte ihre Ziele, ihre Pflichten, ihre Rechte. Sie hatte gezeigt, daß sie Kraft und Willen besitze, durchzuführen, was sie übernommen! Und doch — und doch! Der Friede, die Seelenharmonie — mit einem Wort, das Glück, welches sie in diesem Leben zu finden hoffte, es hatte sich nicht eingestellt. In ihrem Schaffen lag eine fieberhafte Unruhe, in ihrer Heiterkeit eine erzwungene Lebendigkeit.

Und wenn sie, was selten geschah, sich eine müßige Stunde gönnte, die zarte, übermüde Gestalt in die Polster des Divans schmiegte und die Augen schloß, dann drangen auch die Thränen unter den Wimpern hervor und sie flüsterte angstvoll, beide Hände vors Gesicht pressend: „O, was will ich nur? Was verlange ich noch vom Leben, welches mir ja

schon mehr schenkt als ich verdiene! Weshalb kann ich nicht still und zufrieden sein?“

Ihr Herz gab ihr keine klare Antwort, nur ein heißer Schmerz durchzuckte es und ließ es heftig schlagen.

Und an alledem ging der brave Tesselhof ahnungslos vorüber. Sie wunderte sich selbst darüber, wie absolut ihm das Verständniß abging, für die Sprache ihrer Augen, die doch am deutlichsten sprachen, wenn sie sich vor seinem freundlichen Blick senkten, in unwillkürlichem Erschrecken. Er seinerseits wunderte sich gar nicht, wenn ihm seine Freunde sagten, seine Frau sehe angegriffen aus.

„Na, hört mal, das ist wohl natürlich,“ pflegte er dann kopfnickend zu erwidern, „sie hat jetzt verwittert viel zu thun, aber es macht ihr Spaß und umbringen wird sie's ja nicht.“

Und so lebten sie nebeneinander weiter in freundschaftlicher Verträglichkeit und Theodor war nach wie vor der „beste Mensch“ auf der Welt!

Aber zurück, zurück in die Gegenwart! Sie sammelte die wandernden Gedanken und hörte jetzt

mit doppelter Aufmerksamkeit auf Räthchens Geplauder . . . denn Räthchen kam mit Neuigkeiten. Der neue Pfarrer hatte Besuch gemacht und der Mama ausnehmend gefallen. Er war noch unverheirathet und sehr musikalisch.

„Hm,“ brummte Tesselhof, „was hat ein Pastor damit zu thun? Das ist Sache der Organisten.“

„Nun ja, aber er darf doch! Und dann sieht er sehr angenehm aus. Natürlich hatte ich ihn von Grund meines Herzens und Alles das, weißt Du, denn er ist Schuld, daß ich von Hermine getrennt bin, aber ich bin doch gerecht und gebe zu, daß er vortrefflich ist.“

„Seine Probepredigt gefiel mir,“ sagte Evelyn, „aber es that mir sehr weh, einen Andern auf der Kanzel zu sehen, als unserer lieben alten Freund.“

„Ich versichere Dich, ich fühle mich verwaist: Aber das war es nicht, was ich Euch sagen wollte, sondern hier ist ein Brief von Hermine aus Dornburg!“

„Was schreibt sie?“ rief Evelyn.

Räthchen begann sogleich vorzulesen:

„Wir sind hier nun ganz eingelebt, liebes Rätthchen, ach nein, ich sollte nur sagen eingerichtet, denn mein Herz ist noch in Buchenberg und so geht es der Mutter und Josephinen. Nur der Vater ist glücklich und hoffnungsreich und nennt seine Ernennung zum hiesigen Geistlichen eine hohe Ehre, deren er gewürdigt worden sei. Es kommt eben auf den Standpunkt an, von welchem aus man eine Sache betrachtet! Die ersten Beweise dieser Ehre bestanden darin, daß ihm, als er am vorigen Sonntag zur Kirche ging, rohe Burschen Steine nachwarfen und daß der Mutter zwei neue leinene Bettücher vom Trockenplatz gestohlen wurden. Ferner ist Josephine, als sie neulich einen Brief (Du ahnst an wen!) zur Post trug, von drei betrunkenen Schachtarbeitern aufgehalten und mit Schimpfreden geängstigt worden, so daß sie athemlos und in Thränen schwimmend zu Hause ankam! Doch ich will Dir nicht gleich die Schattenseiten aufzählen, sondern Dir sagen, daß die Dornburg ein wunderschönes, alterthümliches Schloß ist, so

romantisch auf felsiger Bergwand gelegen, daß ich nicht müde werde es anzusehen, was ich aus meinem Fenster sehr gut kann. Unser Pfarrhaus liegt sehr hübsch, zwischen dem Dornberge und dem kleinen Marktflecken, denn trotz des Namens, kann man Dorndorf nicht ein Dorf nennen. Ein Kohlenbergwerk und mehrere Wollspinnereien sollen der Hauptgrund der schlechten Bevölkerung sein, denn die Fabrikarbeiter sind roh und wild und haben die Landleute verdorben. Vor Vater liegt in der That ein reiches Arbeitsfeld! Ich möchte wissen, wann die Leute anfangen werden ihn zu grüßen. Ich sollte meinen, auf die Dauer könnte Niemand seiner Freundlichkeit widerstehen, aber fürs Erste hassen sie den ‚Schwarzrock‘; ein Wort, was er täglich zu hören bekommt!

Der alte Herr auf der Dornburg gefällt uns Allen sehr gut. Er sieht so treuherzig aus und hat solche Freude an des Vaters Predigten. Er fehlt keinen Sonntag in der Kirche, aber diese Kirche . . . ach! . . . Doch darüber will ich lieber kein Wort sagen, denn sonst würde mein Brief

die reine Jeremiade! Wir waren eines Abends zum Thee auf der Dornburg. Ich habe geschwelgt. Tiefe, tiefe Erkerfenster, in Blei gefaßte Scheiben, Wandtäfelung, eine Galerie voll alter Rüstungen, Waffen, Ahnenbildern . . . nein, Räthchen, Du glaubst nicht, wie romantisch es dort oben ist! Frau von Stein war da, mit zwei Söhnen. Die Leute sagen, Einer derselben bekäme mal die Dornburg. Nun aber das hat noch lange Zeit. Der ritterliche alte Graf gefällt mir besser als Schloßherr und er ist ja auch noch in seinen besten Jahren und wird hoffentlich noch lange, lange leben.

Vor einer Woche waren wir übrigens doch in Sorge um ihn. Er war plötzlich krank geworden, ein leichter Schlaganfall soll es gewesen sein. Die Steins kamen gleich Alle, und der Graf hat darauf bestanden, daß nach Paris an seinen Neffen, den Grafen Lorenz telegraphirt werde — —“

Hier hielt die Vorleserin inne und blickte wie triumphirend auf Edgar, denn sie war in der That

nicht roth geworden und wurde es auch nicht, als sie fortfuhr:

„— als der aber kam, war der alte Herr, Gottlob, wieder ganz gesund und lachte über sich selber. Graf Lorenz bleibt noch vierzehn Tage hier, der Onkel will ihn nicht wieder fortlassen. Wenn er mit meinem Vater zusammen ist, schimpft und raisonnirt er gewaltig auf den Neffen, läßt sozusagen kein gutes Haar an ihm und liebt ihn doch so, daß er ihn vermißt, so wie er nicht da ist. Ich habe den Grafen Lorenz noch nicht gesehen, aber Vater sagt, er sehe nicht gut aus, blaß und übelkunnig.

Josephine ruft mich in die Küche, daher lebewohl.

Ewig die Deine

Germine.

P. S. Wie gefällt sich denn der neue Herr Pastor in Buchenberg? Ist er noch so angenehm und spielt er öfters bei Euch Klavier?“

„Also der Thurna ist wieder da,“ sagte Tesselhof, indem er sich erhob, „das erinnert mich an mein Versprechen! Man hat überhaupt noch mancher-

lei zu thun. Ist der Champagner angekommen, Line?“

„Vor einer Stunde. Ich vergaß es Dir zu sagen. Auch die Tapeziere und der Gartenmeister haben sagen lassen, sie würden sich morgen einstellen und der Koch hat seine Zusage gegeben.“

„Schön, schön, schön!“ sagte Tesselhof und schlenderte, die Hände in den Taschen, davon.

Evelyn sah ihm etwas ängstlich nach, wandte sich aber dann schnell zu Rätchen:

„Du wirst die Festtage in diesem Jahr zum ersten Mal mitmachen,“ sagte sie und strich dem jungen Mädchen das Haar aus der Stirn, „freust Du Dich darauf?“

„Wie ein Kobold! Es wird großartig, märchenhaft!“

„Und ich darf mit auf die Jagd gehen, der Baron hat es mir schon versprochen!“ rief Edgar und warf in der Freude seines Herzens und zur Erbauung von Lenore und Ilse, eine leere Sodawasserflasche baumhoch in die Lüfte. Sie fiel wieder herab und zerschellte prasselnd an einer großen

Steinvasc aus der eine Aloe ihre starren Blätter streckte.

„Glück und Glas!“ sagte Rätchen kopfschüttelnd, „ich bin ein bißchen abergläubisch, Evelyn, Du nicht?“

„Dummes Zeug!“ rief Edgar, „das bedeutet, daß mein erster Schuß sitzen wird!“

Als Evelyn eine Stunde später in das Zimmer ihres Mannes ging, um ihn wegen einiger Anordnungen zu befragen, saß er am Schreibtisch und rief sie herbei.

„Punktum, hier ist die letzte Jagdeinladung geschrieben!“ rief er, sein Sandfaß mit mächtigem Bogen über dem nassen Papier schwingend, „und nun fort damit auf die Post! Mir raucht der Kopf.“

Neben ihm stehend, las sie über seine Schulter. Sie sagte garnichts, aber Tesselhof fühlte, wie sich die leichte Gestalt schwer an ihn lehnte.

„Na, bist Du nun fertig? Dort ist das Couvert, gieb es mal her.“

„Aber Theodor . . . wozu dies? Es ist nicht

nöthig. Wir brauchen nicht zu wissen, daß Graf Thurna wieder im Lande ist . . . und — und wir haben schon so viele Gäste.“

„Bah, wir haben Platz für mehr.“

„Und Du schreibst, ‚meine Frau schließt sich meiner Bitte an,‘ das habe ich nicht gethan.“

„Ach, dummes Zeug, wer wird um eine Redeform solches Wesen machen. Natürlich schließt Du Dich an; soll ich denn schreiben: ‚meine Frau meint aber, hier sei kein Platz mehr?‘ Ich habe gedacht, ich machte Dir einen Spaß, Lina!“ fügte er verbrießlich hinzu.

„Nein, nein!“ rief sie angstvoll, „lasse es bleiben! Er spottet nur über deutsche Ziegenjagden.“

„Das wird er im Beisein des Herzogs wohl bleiben lassen!“

„Er?“ inmitten ihrer Angst mußte sie lächeln. Daß Lorenz Thurna in seinem souverainen Selbstgefühl sollte vor dem regierenden Herrn eines deutschen Kleinstaates das Haupt beugen!

Tesselhof seinerseits war durch sein eigenes Argument völlig beruhigt.

„Ich habe es ihm überdem im Frühling versprochen und er wird sehen, daß ich Wort halte. Was, um Himmelswillen hast Du nun plötzlich gegen ihn? Klingele einmal, Lina und dann wollen wir die Gastzimmer revidiren!“

War es nun eine Tugend oder ein Mangel, aber Eifersucht gehörte zu den Dingen, von denen Tesselhofs Seele keine Ahnung hatte und womit er seine Frau niemals quälte.

Siebentes Kapitel.

Die Herzogsjagden standen vor der Thüre.

Fürstenrode strahlte in Fahnen- und Blumen-
schmuck. Eine *Via triumphalis* durchlief den Park,
dessen Rasenflächen ein junger, lichtgrüner Gras-
teppich, wie der erste Flaum überzog. Blumen-
rondels, Sterne und Arabesken leuchteten in sommer-
licher Farbenpracht, und es schien, als ließen sich
die gelben Lindenblätter nur zögernd auf die in
so kunstvollem Gewand prangende Mutter Erde
nieder.

Die Zahl der Lakaien war in bestürzender
Menge vermehrt worden und in den unteren Re-
gionen des Schlosses nahm das Brodeln, Schmoren
und Garniren kein Ende.

Je näher die Jagdtage rückten, desto weniger war Evelyn zur Besinnung gekommen. Tausend Dinge gab es zu bedenken, von der Wahl der pariser Toiletten an, bis zur Einrichtung der Zimmer in denen die Prinzessinnen nichts vom gewohnten Komfort vermissen sollten, denn nicht nur die Herren, auch die Damen des Hofes wurden erwartet. Da gab es ein Vorbereiten, Ordnen, Bedenken, ohne Aufhören und die junge Schloßfrau schien in diesem Jahr mehr wie sonst in ihrer Aufgabe aufzugehen.

Wenn sie dann Nachts, zu müde zum Schlafen, im Halbtraum dalag, hatte sie die Empfindung, als drehe sich ein Wust von Narrheiten, Flittern und Festschmuck um einen einzigen brennenden Kern, fühlbar durch alle die Wolkenschichten, die ihn umgaben!

Es war der feurige Punkt, der in ihrer Seele brannte, seit sie sich zum ersten Mal gesagt hatte: Wie hätte sich mein Schicksal gestaltet, wenn — weiter dachte sie nicht. Sie wollte wenigstens nur daran denken, um an der Demüthigung die ihr damals widerfahren, ihren Stolz zu stählen!

So aber kam der Morgen des ersten Jagdtages heran, und als sie sich im Spiegel betrachtete, frug sie sich mit Verwunderung, woher sie wohl die Kraft nehmen sollte, um diese drei Tage, eingezwängt in den Harnisch der Etiquette, zu überleben.

Der Herzog, die Prinzen und die ganze übrige Jagdgesellschaft langten schon um neun Uhr an, blieben kaum zehn Minuten am Büffet im Speisesaal und fuhren dann in langer Wagenreihe fort, auf den Versammlungsort der Schützen. Es war nicht nothwendig, daß Evelyn bei der Begrüßung zugegen war und sie blieb daher in ihrem Zimmer, theilte noch einige Befehle aus und versuchte, sich zu sammeln und ihre gewohnte Ruhe wiederzuerlangen. Aber es war unmöglich. Während sie an ihre Hausfrauenpflichten, an die bevorstehende Ankunft der Herzogin, an ihre Toilette, die nun bald beginnen mußte, denken wollte, blieb doch immer die letzte Frage: ist er gekommen? — Sie mußte es nicht und sie mochte Niemand danach fragen.

Um fünf Uhr erwartete sie die Jagdgesellschaft zurück und zur selben Zeit hatten sich die Herzogin und die übrigen Gäste angesagt. Es mochte vier Uhr sein und Evelyn saß im weißen Spitzenmantel vor dem Frisirspiegel, sich Susi's geschickten Händen überlassend, als Edgar, mit der Naivetät eines verzogenen Lieblings unangemeldet ins Toilettezimmer stürmte, sein Gesicht glühte vor Triumph, seine Augen sprühten.

„Hier, Mama!“ rief er athemlos vor sie hin-
stürzend und legte, glückstrahlend seine Trophäe in
ihre Hand; einen runden, bräunlichen Hirschhaken!
„Zwölfender!“ schrie er in wildem Entzücken.
„Raum lag er, mit einem Satz war ich über ihm,
heraus mit dem Dingo, und da bin ich!“ Und in
seiner tollten Freude umarmte er erst Evelyn, dann
Susi, dann Lenore und Ilse, welche sich ins Zim-
mer geschlichen hatten, um die Mama im Festschmuck
zu bewundern.

„O, Edgar! Eines Tages wirst Du sicherlich
noch den Erdball umwerfen!“ rief Evelyn, zwischen
Merger und Lachen, und hielt mit beiden Händen

ein schwankendes Tischchen fest, um seine Platte aus venetianischem Glas zu schützen. „Wer hat Dir erlaubt, hier so ungeschickt hereinzustürmen?“

„Wer? Wer? Was frag' ich danach! Zu Dir mußte ich und zwar auf der Stelle . . . ein Zwölfer — mein Himmel! Wirfst Du den Haken in Gold fassen lassen, Mama? Du mußt es tragen, versprich es mir, Mama!“

„Ich will Dir Alles versprechen, wenn Du uns nur jetzt von Deiner schätzenswerthen Gegenwart befreist,“ sagte sie abwehrend.

„O, warte, ich muß Dir erst erzählen! Höre nur, wie es war! Also Graf Thurna hat mir zu dem Schuß verholfen!“

Aus Evelyns Hand fiel ein kostbares Flakon, welches sie vor Edgars ungeschickten Händen hatte retten wollen. Es zerbrach, der duftende Inhalt floß über die Diele.

„Er sagte mir,“ fuhr Edgar, mit dem achtlosen Eifer des glücklichen Schützen fort, „ich solle zu ihm, an die Eiche kommen, wenn ich einen sehr guten Schuß thun wolle. Ich frug ihn, woher er denn

daß wisse, er lachte und sagte, er hätte immer Glück! Das Treiben begann. Ich wollte gradezu verzweifeln, denn der Graf achtete nicht im mindesten auf die Jagd. Er sprach die ganze Zeit mit mir.“

„Was — sagte er?“ frug sie zögernd, leise, ohne den Blick zu heben, während Lenore und Ilse ihre Taschentücher in das verschüttete Parfum tauchten.

„Wie soll ich das noch wissen! Es kommt auch nichts drauf an, denn höre nur! Ich verwünschte ihn so von Herzen, denn ich dachte, hierher kommt kein Stück Wild, es müßte denn taub und dumm sein. Da legt er plötzlich die Hand leise auf meinen Arm, ich sehe auf . . . Da steht der Hirsch! und der Graf lächelt nur und sagt leise: ‚Schießen Sie,‘ und ich schoß — da lag er! Ich war halb von Sinnen, ich weiß nur, daß Du mein erster Gedanke warst. Ich muß Dich laut gerufen haben, denn als ich im nächsten Moment beim Hirsch war — solch ein starker Hirsch! Da frug er plötzlich hinter mir: ‚Weshalb nannten Sie diesen Namen?‘ Glaubst Du, daß ich ihm geantwortet hätte? Keine Spur!

Wie ich mit der Zange an meinem großen Messer den Haden herausbekam, weiß ich auch nicht — aber — hier bin ich!“

Wie er so vor ihr stand, sein schönes junges Gesicht von Leben überstrahlt, Freude, Liebe, Begeisterung in jedem Wort und jedem Blick, da fühlte sie eine tiefe Wehmuth! War es eine Ahnung davon, daß gerade ihre Hand diese stolze junge Kraft brechen, dies maßlose Vertrauen zerstören würde? — —

Als Baronin Tesselhof eine Stunde später, im kostbaren Brokatkleide, die rothen Funken eines Rubinschmuckes in den schwarzen Locken, die Freitreppe herabkam, um die Herzogin zu begrüßen, war sie schön wie die Königsbraut aus einem arabischen Märchen. Sogar der bei ihr seltene Schmuck eines sanften Purpurs auf den Wangen fehlte nicht. Niemand ahnte, daß er künstlich war, und nur dazu bestimmt die Totenblässe zu übertünchen, die den hohen Gästen einen befremdlichen Eindruck gemacht haben würde.

Die Herzogin begrüßte die Nichte sehr herzlich

und schien erfreut, ja fast erleichtert, sie so wohl zu sehen. Die Prinzessinnen thaten das gleiche, nur die lichtblauen Augen der stattlichen Erbprinzess ruhten kühl und forschend auf ihr.

Die Herren waren bereits von der Jagd heimgekehrt und in den verschiedenen Zimmern untergebracht worden. Gerüchte, daß die Jagd brillant gewesen sei, waren den Heimkehrenden schon vorausgeeilt und Evelyn konnte die Bestätigung auf Tesselhofs schmunzelndem Gesicht lesen, als er in den Salon trat. Auch die übrigen Herren fanden sich ein. Der Herzog war in bester Laune und da er für seine Nichte eine väterliche Vaterliebe hegte, nahm er ihre Aufmerksamkeit so völlig in Anspruch, daß sie all den Herren, welche, sich tief verneigend an ihr vorübergingen, kaum mit einem flüchtigen Nicken danken konnte. Von Thurna sah sie Nichts. Er kam ganz zuletzt in den Saal, als die Gesellschaft schon paarweise in den Eßsaal ging. Sie durfte am Arme des Herzogs kaum Notiz von seiner stummen Verneigung nehmen.

Beim Diner, welches nun mit allem Pomp

dessen das Haus Tesselhof fähig war, folgte, saß Evelyn zwischen dem Herzog und dem Erbprinzen, und ihr schräg gegenüber, sah sie Graf Thurnua, dem die Ehre zu Theil geworden war die Frau Erbprinzessin zu führen. Die Musik spielte auf der Galerie, Lichtfluthen entströmten den Kronleuchtern und Randelabern, die Dienerschaft huschte auf den Fußspitzen. In die gedämpfte Unterhaltung brach nur Tesselhofs Stentorstimme von Zeit zu Zeit wie ein Schlachtruf. Der Herzog aß mit Behaglichkeit und dem Appetit eines Jägers, so daß der Erbprinz völlig freies Feld hatte und Evelyn wenig Zeit ließ, dorthin zu sehen, wo Graf Thurnua seinen langen schwarzen Schnurrbart strich und mit Zuvorkommenheit, aber auch mit der Ruhe des unabhängigen Weltbürgers, die Fragen seiner Nachbarin beantwortete. Die eisige Gleichgültigkeit, mit welcher er über Evelyn hinweg sah, als sei sie Luft, hatte auf diese einen sonderbar stählenden Effect. Mit brennendem Kopf und stoßendem Herzschlag konnte sie doch so heiter lachen, so lebhaft sprechen, wie noch nie. Der Erbprinz, welcher glaubte, dies dem Glück

der neugewonnenen häuslichen Verhältnisse zuschreiben zu dürfen, empfand eine reine, wohlthuende Freude, welche ihn von seiner sonstigen Schüchternheit erlöste und ihm den Muth gab, im altgewohnten, vertraulichen Ton mit ihr zu sprechen. Die Unterhaltung war daher belebt und Evelyn staunte über sich selber.

„Haben Sie je eine schönere Frau gesehen als unsere junge Wirthin?“ — flüsterte ein Kammerherr dem Adjutanten des Herzogs zu.

„Schön. — ja!“ — versetzte der Gefragte kopfschüttelnd, „aber auch sehr unheimlich. Sie sieht aus, wie eine Somnambule, die nicht weiß, was sie spricht.“ —

Ein kostbares Rosenbouquet lag neben Evelyns Couvert und sie hatte es, ohne zu beachten, bei Seite geschoben, so daß der Erbprinz es bemerkte.

„Schöne Rosen!“ — sagte er bewundernd, „Du weißt ich bin ein Blumenfreund.“ —

Ihr gleichgültiger Blick streifte den Strauß in seiner Hand — es waren drei Dunkelrothe und drei fast Sammet schwarze, mit einem blauen Bande leicht

zusammengebunden und die beiden Farben, roth und schwarz, erweckten in ihr ein plötzliches, tiefbitteres Gefühl. Mit einer hastigen Bewegung nahm sie den Strauß und betrachtete ihn, dabei fiel eine Rose abgebrochen zu Boden. Der Erbprinz bückte sich und hob sie auf. „Es wäre kaum höflich, sie wiederzugeben,“ sagte er — und die rothe Blüthe leuchtete an seiner Brust. Im selben Augenblick wandte Evelyn den Kopf und Thurna's flammender Bohnesblick traf sie wie ein Pfeil. Ein kalter Schreck durchfuhr sie, dann wandte sie sich stolz ab und setzte ihre Unterhaltung mit dem Better fort. Im Lauf derselben sagte sie in leichtem Ton: „Bitte, Heinrich, gieb mir die Rose zurück!“ —

„Weshalb?“ — frug er zögernd.

„Nun — es wäre mir lieb.“ —

Er legte schweigend die Blume neben ihren Teller.

Es schien als solle dies Diner nie ein Ende nehmen. Eine unabsehbare Reihe von Schüsseln stieg aus den Zauberhänden der Köche hinauf und Evelyn, über welche eine hoffnungslose Abspannung

mehr und mehr die Herrschaft gewanu, empfand das Warten als Marter.

Endlich fand sie sich am Arm des Herzogs im Salon. Verbeugungen wurden in endloser Menge gewechselt. Auch Graf Thurnea neigte seinen dunklen lockigen Kopf tief vor ihr und — verschwand unter den Uebrigen. Sie hörte seine Stimme, aber er kam nicht wieder in ihre Nähe und mit überwältigendem Entsetzen kam sie zu der Erkenntniß, daß sie Alles ertragen könne, nur nicht seine kalte Gleichgültigkeit.

Und in diesem Zustand sollte sie noch zwei solche Martertage durchleben? Tage, in denen jede Bewegung und jedes Wort vorgeschrieben waren und sie über keine Minute verfügen konnte! Sie wollte beten — beten, während sie umstrahlt vom Schimmer weltlicher Eitelkeiten dastand und nichtige Worte sprach — beten, während rings um sie herum Alles lachte, flüsterte und eine neue, jüngst aufgeführte Operette den Stoff der Unterhaltung abgab! In ihrem Herzen rief es, verzagt wie die Stimme einer Ertrinkenden: Herr, hilf mir und

vergieb mir! — aber weiter kam sie nicht. Wird Gott den Stoßseufzer der Irrenden hören wollen? — Seine Antwort klang schon in ihrem Herzen wieder: so sündige hinfort nicht mehr! — Unmöglich! Jedes ihrer Worte ist ja eine Lüge, jeder Schlag ihres Herzens ist ein Unnecht, sie müßte sich selbst vernichten, wollte sie das, was ihr ganzes Sein erfüllt, ertöden. Es ist umsonst ihre schwache Kraft gegen die überwältigende Macht dieses heranbrausenden Sturmes zu Felde schicken, der in wenig Stunden reißt, was lange Wochen hindurch unklar und unfertig in ihrer Seele schlummerte: — die Gewißheit, daß ihm ihr Herz gehört, seit den Tagen, da sie ihn zum ersten Mal unter dem Palmenschatten Egyptens gesehen, seit der Stunde, da sie seine Zauberhand mit Thränen und Küffen bedeckte! —

Sie liebt ihn — das sagt sie sich, während sie die Juwelen der Herzogin bewundert und der Prinzessin Charlotte die leere Mokkafaße abnimmt. Sie liebt ihn, wiederholt sie sich mit starrem Grausen, während sie einer Hofdame das Recept zu dem Weingelée

zuflüstert, welches den Beifall der guten Herzogin in so hohem Grade gefunden hatte.

Und wie nun weiter? — Ja, was nun eigentlich? Wird ein Blitz vom Himmel fahren und sie zerschmettern? Wird Gott in seinem heiligen Zorn sie mit Blindheit schlagen oder sie völlig vernichten? Ach, das wäre eine Gnade nur, das wäre kein Strafgericht. Nein, sie muß weiterleben, weiterfühlen . . .

„Eine!“ raunte ihr Tesselhof geschäftig zu, — „kann's losgehen?“

Sie sah ihn an, ohne zu begreifen, was er meinte. „Mein Himmel Eine — die Tableaux vivants.“

„O richtig. Ich vergaß. Ich werde Frau von Kendar fragen,“ und lautlos wie ein Schatten, mit einem seltsam starren, todten Blick, glitt sie durch die Gesellschaft und verschwand hinter der Thüre.

Eine halbe Stunde später saß die Gesellschaft im anstoßenden großen Saal, auf langen Stuhlreihen. Ein Vorhang rollte auf und von allen Lippen klang das: O! — der Ueberraschung. Ein niedlicheres

„Gretchen am Spinnrocken“ als Räthchen Rendar im blauen, deutschen Kleide mit der Tasche an der Seite und den über den Rücken fallenden gold-blonden Haarflechten, hatte man auch an der Hofbühne noch nie gesehen. Romeo und Julie, Bilder aus der „Glocke“, Herrmann und Dorothea am Bruunnen folgten.

Evelyn saß in der vordersten Reihe und heftete ihre Augen auf das bunte Schauspiel, ohne etwas zu sehen. Der Herzog war entzückt, Prinz Carl, ein jugendlicher Sproß des Hauses, fragte angelegentlich, ob nicht Fräulein von Rendar noch einmal figuriren werde? Ein superbes Bild gab Edgar ab, als „Otto der Schüh“. Sogar Evelyn erwachte bei seinem Anblick aus ihrer Apathie und nickte ihm unmerklich zu. Die Erbprinzess steckte ihr Augenglas auf und der Herzog fragte, wer der verwittert hübsche Bursche sei. Der Name ging geflüstert von Mund zu Mund und vermehrte das Interesse. Edgar aber erröthete inmitten seiner Unbeweglichkeit, bis unter die kastanienbraunen Stirnlocken.

Hollah, wie warf er die Armbrust hin und

sprang hinter die Couliſſen, als der Vorhang gefallen war!

„Schauderhafte Geſchichte das, Fräulein Rätchen von Kendar . . . Schauspieler werde ich in meinem Leben nicht!“ —

Rätchen, die noch den Kranz in der Hand hielt, den ſie ihm eben noch als „Elſbeth“, mit holdſeligem Lächeln gereicht hatte, rümpfte das Mäſchen.

„Bah, wie könnte auch ſolch ein unbeholfener Junge, der roth wird, wenn ein ‚lebendiger Herzog‘ ihn anſieht, Schauspieler werden!“ —

„Sie werden natürlich ſchon lange über Nichts mehr roth!“ war ſeine tiefbeleidigte Antwort.

Frau von Kendar, welche die Vorſtellungen leitete, jagte die Streitenden auseinander und ſchickte Lenore und Iſe mit Lanra Ardensleben und einem Lieutenant auf die Bühne um ein herzerreiſendes Gemälde: des Kriegers Abſchied! — darzuſtellen. — Edgar aber, welcher bei „Elſbeths“ Anblick wirklich ſchon gemeint hatte, ſie ſei doch ein ganz nettes Mäſchen, wenn ſie freundlich dreinblickte, kehrte zu

jener ursprünglichen Ansicht, daß Rätchen Rendar ein „dummes, albernes Ding“ sei, zurück und war mithin als „zürnender König“ zu gebrauchen!

Kurz, an diesem Abend amüsirte man sich wirklich prächtig und als Jemand den unbeweglich an einer Säule lehrenden Grafen Thurna fragte, ob er das Fest nicht äußerst gelungen und heiter finde? antwortete dieser, indem er den Kopf zurück warf und kurz auslachte: „Natürlich! — Ich unterhalte mich königlich!“ — und dem Frager den Rücken kehrend, ohne einen Blick mehr auf die Bühne zu werfen, schlenderte er die Treppe hinab, aus dem Schlosse, setzte sich auf die niedrige Mauer der Terrasse, wo er seine Cigarre in Brand steckte und der kalten Herbstnacht spottete.

Ein knackendes Geräusch über sich, in den Nisten des Baumes schreckte ihn auf. Gleich darauf rutschte ein barfüßiger kleiner Junge am Stamm herab und wollte eben davon laufen, als Graf Thurna's fester Griff ihn packte und festhielt.

„Du bist mir ein fauberer Bengel! Was thust Du dort oben?“

„Ich — ich wollte durchs Fenster den Herrn Herzog sehen.“

„Bah, was ist daran zu sehen? Geh nach Hause und lerne Deine Schulaufgaben.“

„Die hab ich schon,“ versetzte der Knabe Weinerlich.

„So, nun das ist brav. Es ist wenigstens mehr, als ich in Deinem Alter gethan hätte. Was hast Du denn gelernt?“

„Katechismus.“

„Ah — Wir sollen alle Menschen lieben . . . ist's nicht so?“

Der Knabe glaubte hierin eine Aufforderung zum Hersagen zu erkennen. Mit blecherner Stimme, in der eintönigen Manier aller Schulkinder, begann er, den Finger erhebend:

„Das zehnte Gebot. Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Weib. Was ist das? — Wir —“

Im selben Augenblick war er schon am Kragen gefaßt und über die Mauer gehoben, daß er verblüfft den grasigen Abhang hinunter kollerte.

Der fremde Herr hatte garnicht wissen wollen „was das ist.“

Achtes Kapitel.

Der zweite Tag hatte beinaß dasselbe Programm. Die Herren verließen das Schloß schon am Morgen, die Damen nahmen den Park, die Fasanerie und die schönen Warmhäuser in Augenschein. Dann folgte eine Spazierfahrt und dann, nach Rückkehr der Jäger das Diner bei Kerzenschein und Tafelmusik.

Die Gesellschaft war so heiter und ungebunden animirt, wie dieß unter dem leisen Druck der Hofetiquette nur möglich war. Sogar die Frau Erbprinzessin lächelte huldvoll

Als man sich nach dem Diner in die Gesellschaftsgeräume begab, wurden die Thüren zu dem großen Balkon geöffnet, der durch Oleander und Orangenbäume in eine sanft erleuchtete Laube verwandelt worden war. Der Abend war milde, milde

genug um Alle hinauszulocken auf den Altan, in neugieriger Erwartung der Dinge, die kommen sollten. Im selben Augenblick traten die alten Baumgruppen in bengalischer Beleuchtung zauberhaft aus dem Dunkel und über den Himmel flogen in weitem Bogen die Feuergarben plägender Raketen.

„Charmant! Charmant!“ — rief der Herzog an die Balustrade tretend.

Man postirte sich, so gut es ging. Wer auf dem Balkon nicht mehr Platz fand, setzte sich in die Fenster des Salons und die Unterhaltung wurde einsilbig, denn das grandios=anmuthige Spiel der wechselnden Lichtgestalten, nahm die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Herzogin hatte sich auf einen kleinen Divan, welchen blüthenschwere Drangenäste überdachten, gesetzt und rief Evelyn an ihre Seite. Sie begann eine geflüsterte, vertrauliche Unterhaltung mit ihr.

„Du siehst nicht wohl aus, liebes Kind,“ sagte sie mütterlich, „ich fürchte, Du bist solchem Trouble nicht gewachsen. Ich werde mich für Dich freuen, wenn wir Alle wieder fort sind.“

„O nein, nein!“ rief diese, mit gezwungenem Lächeln, „diese Tage sind die Festzeit im Jahre. Sie dürfen uns dieselbe nicht verkürzen, meine theure Tante.“

Graf Thurna war in die Balkonthüre getreten. Es war gut, daß Evelyns Phrase fertig war, dieselbe hätte sonst kein Ende gefunden. Die Herzogin bemerkte den Grafen und es schien ihr ein Einfall zu kommen.

„Frau von Kendar hat mir Wunderdinge vom Violinspiel Eures spanischen Freundes erzählt,“ sagte sie, „ich würde ihn gerne spielen hören.“

Dieser Wunsch, von diesen Lippen, kam einem Befehl gleich. Evelyn erhob sich mechanisch und trat zu dem Grafen, welcher sich an die Balustrade gestellt hatte und, ihr den Rücken kehrend, dem Feuerwerk zusah. Es kostete sie viel, ihn anzureden, die Erste zu sein, die den Bann brach. Er hatte sie nicht nur absichtlich vermieden, er war zu verschiedenen Malen mit stolzer Gleichgültigkeit an ihr vorübergegangen, ohne sie zu sehen, kein Wort war

zwischen ihnen gewechselt worden in diesen zwei Tagen, weil sie immer darauf wartete, daß er den Anfang machen solle.

Aber die Herzogin hatte zu befehlen geruht — Evelyn trat heran und nannte leise seinen Namen. Er fuhr zusammen und blickte sich um, sie aber erschraf über sein Aussehen. Dies Gesicht hatte sie manchmal an ihm gesehen, früher, wenn er die Violine aus der Hand legte und fortging, wie ein Nachtwandler, und sie wußte es, daß dieser Jäger, der jeder Strapaze spottete, der nie Krankheit gekannt und von den weichen Divans des Salons immer wieder in die Bergfreiheit zurück flüchtete, sie wußte, daß ihm ein Seelenschmerz das Aussehen eines Schwerkranken verlieh.

„Graf Thurua!“

„Sie befehlen?“ versetzte er kalt und höflich.

„Haben Sie Ihre Violine mit?“

„Sie wissen es, nie ohne dieselbe.“

„Würde es Ihnen sehr unangenehm sein, zu spielen? Die Herzogin würde Sie so gerne einmal hören.“

„Sie würde ein furioses Gesicht machen, wenn sie mich heute Abend spielen hörte,“ versetzte er ironisch lachend und wandte sich fort.

„Wenn Sie nicht in der Stimmung sind...?“

Er fuhr herum und sah sie scharf an.

„Ich bin stets in der Stimmung zu spielen, aber die Stimmungen sind verschiedener Art. Es möchte Ihnen heute doch ein wenig bange werden.“

Sie richtete sich auf.

„Ihr ganzes Benehmen, Graf Lorenz, führt mich zu dem Schluß, daß ich Sie gekränkt habe.“

„Führt es?“ fragte er bitter, „hier ist nicht der Ort dies zu erörtern. Alles was ich Ihnen sagen kann ist: ich bin ein ziemlich fein zugerittenes Schulpferd. Die geringste Hülfe wirkt. Nach Ihrem Verhalten regle ich das Meine.“

„Ich bin mir keiner Unfreundlichkeit bewußt,“ sagte sie fast unhörbar „außer“ —

„Außer, daß Sie bisher noch keine Zeit fanden, mich eines Wortes zu würdigen. Hätte im Briefe Ihres Herrn Gemahls nicht ausdrücklich gestanden, daß Sie mein Kommen wünschten, so würde ich jetzt

beinah glauben, daß ich Ihnen sehr lästig — sehr — störend sei. Sie wollen ungetheilt Ihren Verwandten leben, da gehört ein Fremder nicht mit hinein. Meine arme schwarz-rothe Rose hätte, ohne mich, ihren Platz so friedlich behaupten können.“

Ein Schwindel erfaßte sie. Die Hand vor die Augen legend, lehnte sie sich an die Balustrade, die zarte Gestalt zitterte wie Espenlaub und doch fühlte sie ihre Glieder gelähmt, als wären sie mit Blei gefüllt. Sie hoffte fast, daß eine wohlthuende Ohnmacht sie im nächsten Augenblick ihrer Sinne berauben werde, aber sie kam nicht, ihre Gedanken blieben deutlich und schmerzhaft: Wodurch hatte sie dies verdient? War sie wirklich schon so tief gesunken vor den Augen der Welt, daß zwei Fremde es wagen durften, sich ihretwegen feindlich anzusehen? Und das thaten sie. Das wurde ihr in diesem Augenblick klar.

Noch einmal siegte der empörte Frauenstolz, und verlieh ihr Kraft. Sie machte sich selbst glauben, daß sie den Mann vor sich hasse, nein, verachte und diese Illusion that ihr gut.

„Graf Thurna!“ rief hier die Stimme einer munteren Hofdame, „Ihre Hoheit, die Frau Erbsprinzeßin, läßt Sie bitten, ob Sie uns nicht den herrlichen Abend durch ein wenig Musik würzen wollen.“

„Wenn es die Baronin Tesselhof wünscht,“ sagte er kühl. Die Hofdame machte große Augen.

„Mein Wunsch hat hier nichts zu sagen,“ versetzte Evelyn ruhig und unter den dunklen brillantbestreuten Locken hervor, sahen ihn die großen Gazellenaugen zürnend an, „Sie wissen, daß ich Musik liebe.“

„Ich sage nur Eins: ich bin nicht gewohnt, mir beim Spielen Zwang anzuthun.“

„Nun — und?“ fragte sie ruhig.

„Und da nun für uns Beide —“ ein wunderbares Lächeln zerstreute plötzlich die finsternen Wolken von seinem Gesicht. „die Musik eine Sprache ist, verständlicher, als der heimatlichste Dialekt, so könnte es leicht sein, daß Sie das nicht ertragen können, was Sie zu hören bekommen.“

„Beruhigen Sie sich nicht!“ versetzte sie und führte auf ihren Platz zurück.

Fünf Minuten später stand Graf Thurna mit seiner Violine unter den Anwesenden, welche ihn mit lebhaftem Vergnügen begrüßte. Diese permanent aufsteigenden rothen Kugeln und die violet überhauchten Baumgruppen fingen nachgerade an, ein wenig monoton zu werden. Der verwöhnten Gesellschaft war eine kleine Abwechslung sehr erwünscht. Bengalische Beleuchtung mit Violinenbegleitung war auf alle Fälle etwas Neues.

Er machte wenig Worte über die Ehre vor so hohen Herrschaften spielen zu dürfen. Ruhig stand er da und die weiße Hand fuhr mit leichtem Bogenstrich über die Saiten um die Stimmung zu prüfen. Dann begann er.

Wie oft hatte der weitgereifte Mann schon so dagestanden, im Park, im Boot, im hellerleuchteten Saal — und hatte Alle, die ihm zuhörten, beherrscht durch die Macht seiner Töne! Wie oft hatte er schon durch seine Lieder schönen Frauen Huldigungen zu

Füßen gelegt, zarter und feuriger, als sie in Worten ausgesprochen werden konnten!

Was machte denn diese Stunde zu einer Ausnahme; was machte sie für ihn so verschieden von all ihren Vorgängerinnen, daß dunkle Schatten seinen Blick umflorten und Hand und Herz stockten? Das war nicht mehr das wechselvolle, capriziöse Spiel einer nie ruhenden Phantasie, welche Bild auf Bild aufbaute und verließ — heute Abend sprach nicht der Dichter sondern der Mensch — und zwar ein todtfranker Mann in leidenschaftlichen Fieberdelirien. Zorn und Verzweiflung bis zur Raserei, tiefe Erschöpfung und wilde Hoffnung, flehende Bitten um Vergebung und bittere Anklagen, — sie wechselten wie die Wellen einer sturmbewegten See und legten ihr, die schauernd, mit weitgeöffneten starren Augen zuhörte, einen Seelenzustand dar, in welchem jede Regung mit dem harmonirte, was sie selbst in diesen Tagen empfunden hatte!

War es denn möglich, daß sie die Einzige war, die ihn verstand, Wort für Wort?

Die Gesellschaft saß da, versteinert. Das

waren lauter feingebildete, musikverständige Herren und Damen, die keine Oper und kein Konzert zu versäumen pflegten, aber so etwas hatten sie noch nie gehört. War es schön? Niemand hätte gewagt, sich ja oder Nein zu sagen. Jeder wartete um sich nicht zu blamiren, auf die Meinung des Anderen. Gewiß war nur, es war überwältigend. Diese Melodien jagten die Schauer des Entsetzens über den Rücken und tauchten die Seele tief ein in die süßeste Schwermuth.

Die Klänge verstummten. Die Hand des Spielers sank ermattet herab, sein Blick schweifte wie geistesabwesend über die Gesichter hin, die ihm alle zugewandt waren, dann verließ er den Balkon und heute sah ihn Niemand wieder.

Sowie der erste, lähmende Eindruck überwunden war, wurden die widersprechendsten Urtheile laut.

„Wir hätten aplaudiren sollen,“ sagte ein Kammerherr,“ aber — mein Himmel! — der Herzog rührte sich ja nicht!“

„Aplaudiren? Hierzu? Sie sind von Sinnen, Herr von Senneberg,“ sagte Tesselhof mit hervor-

brechendem Zorn, purpurroth im Gesicht, „der Mensch ist ein unverschämter, eingebildeter Narr, daß er es wagt, den Herrschaften mit einer Kagenmusik aufzuwarten.“

Denn dafür hielt es der gute Tesselhof allen Ernstes, und da er glaubte, die Herzogin werde einen solchen Affront nie verzeihen können, war ihm Thurna von Stund an odios.

„Applaus wäre ganz unpassend gewesen,“ sagte die Prinzess Charlotte, eine liebe, gefühlvolle Person.

„Beifall wäre einer Profanisation dieses Meisterwerkes gleich gekommen. Er ist ein begnadeter Künstler, aber ich fürchte beinah, er hat einen Kummer!“

„Ich hatte die ganze Zeit lang die Empfindung, als würde ich geistig zu Grunde gerichtet,“ flüsterte ein witziges Hoffräulein.

Ein noch witzigeres fügte hinzu: „Es war eine Brautwerbung, aber leider die eines Ertrinkenden.“

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Fräulein von Reißbach!“ sagte der Herzog, sich die Hände reibend, „Sie drücken aus was wir Alle fühlen.“

Evelyn hatte den Kopf in die Hand gestützt und die Augen geschlossen. Um sie her schwirrten die Stimmen, aber es klang ihr wie fernes undeutliches Wasserrauschen. Eine Stimme, die ihr bekannt und doch fremd klang, sagte: „Danke, nur ein wenig Kopfschmerz!“ — und erst geraume Zeit später, wurde es ihr klar, daß sie selbst gesprochen hatte, eine theilnehmende Frage mechanisch beantwortend.

Ach! — und am nächsten Morgen ging die Sonne wieder so erbarmungslos glänzend auf und schmetterten im Park die lustigen Fanfaren, bellten die Hunde und wieherten die Pferde, denn die Gesellschaft zog aus, zur Hezjagd auf Füchse, des guten Herzogs Lieblingsplaisir und deshalb auf den letzten Tag aufgespart.

Tessellhof kam kurz vor dem Aufbruch der Jäger in das Ankleidezimmer, wo Evelyn ihre brennende Stirn mit Eau de Cologne kühlte.

„Hast Du Kopfschmerzen?“ frug er freundlich, „na, das ist natürlich — bist von früh bis spät im Anspann. Morgen kannst Du Dich gründlich ausruhen. Ich wollte, Du könntest etwas weniger

miserabel aussehen — eine abgehezte Hausfrau macht einen sehr entmuthigenden Eindruck auf ihre Gäste.“

„Ich werde mich schminken,“ sagte sie apathisch.

„Nun höre, ein geschminktes Frauenzimmer ist mir fürchterlich. Trinke lieber eine Tasse schwarzen Kaffee oder nimm ein Mittel gegen Migraine.“

Statt eines Mittels nahm sie seine Hand, dieselbe an ihre Stirn pressend, als müsse sie sich daran klammern in ihrer Seelennoth.

„Ja, gutes Kind, dazu habe ich heute freilich keine Zeit,“ sagte er, in der Meinung, sie suche nur ein Kühlmittel für den physischen Schmerz, „muß ja augenblicklich fort! Ist das Deine Ball-toilette für heute Abend? Recht schön! Da wird der Pariser eine nette kleine Rechnung einschicken. He, bei Pariser fällt mir Dein guter Freund, der Thurna ein. Hattest Recht, Lina, den hätten wir nicht laden sollen — solch ein hochmüthiger Kerl! — das mit der Katzenmusik gestern Abend wiß ich ihm noch aus, da kann er sich drauf verlassen.“

„Ich verstehe kein Wort,“ murmelte Evelyn angstvoll, „was ist? O Theodor, warte doch!“

Aber Theodor war hinauszgestieft und sie sah sich allein.

Graf Thurna war mit auf die Jagd geritten und hatte durch sein tollkühnes Reiten und die wunderbare Sicherheit, mit welcher er die größten Terrainschwierigkeiten überwand, den Eindruck, den er gestern Abend gemacht, wieder vollständig vernichtet. Er ward beim Diner gewissermaßen als Held des Tages gefeiert und sein schönes tiefgebranntes Jägergesicht trug wieder den gewohnten Ausdruck — es konnte kaum dasselbe Antlitz sein, welches sich gestern Abend fahl wie das eines Todten über die Violine geneigt hatte. Auch Tesselhof, da er sah, mit welcher Aufmerksamkeit der Herzog der Beschreibung einer Algierischen Löwenjagd zuhörte, vergaß ein wenig seinen gestern gehaltenen Schreck.

Die „Herzogstage“ fanden heute ihren Abschluß in einem glänzenden Ball, welcher reichen Stoff für die Rubrik: „Vom Hofe“, im Stadtblatt liefern konnte, denn von der, alle Räume durchfluthenden

„feenhaften Beleuchtung“ bis zu dem mit ausserlesenen Delikateffen versehenen Buffet, war Alles musterhaft. Was aber ließe sich nicht Alles über die Toilette der Damen sagen, insbesondere die der jungen Schloßfrau? Dies märchenhafte, brillantbestreute Gewebe feinsten, crèmefarbener Brüssler Spitzen genügend zu beschreiben, konnte schon eine ganze Spalte füllen, und der Recensent wird sicherlich nicht Worte genug finden, um dies Meisterwerk in seinem Effect zu beschreiben — ahnungslos darüber, daß es nicht die Pariser Schneiderkunst sondern die Bewegungen dieser Gestalt und der Glanz dieser Augensterne war, welche die Erscheinung der Trägerin so wunderbar schön machten.

Wohl hundert Personen waren geladen, erfüllten die hohen Räume und schwebten nach den Klängen der Musik im Kreise. Der Herzog eröffnete den Ball mit seiner Nichte, dieselbe dann, da der gute Herr etwas über die Jahre des Tanzes hinaus war, dem Erbprinzen überlassend. Diesem folgte der Prinz Carl, ein noch sehr jugendlicher rothwangiger Student, welcher seine schöne Verwandte anbetete.

Wahrlich, sie kam an diesem Abend kaum mit dem Fuß auf die Erde — und es war ja gut so. Nur in diesem unaufhaltfamen Wirbel vermochte sie weiter zu leben . . . um Mitternacht sollte das Haus ja leer und todtenstill werden. Ja, und was dann? Wie wird ihr sein, wenn sie morgen früh aufwacht und sich sagt, da ist nun kein Muß mehr, das Dich zwingt zu leben, zu sprechen, zu lächeln.

Sie hatte das Gefühl, als müsse diesem drohenden Lichtergesflimmer, dieser schmetternden Musik, diesem Tanz, in welchem sie willenlos hintrieb, eine lange, lange Nacht folgen — und das war ihr künftiges Leben!

Tesselhof fuhr manchmal wie eine Lokomotive mit voller Dampfkraft zwischen den Tanzenden hindurch, denn er war in großer Geschäftigkeit und sein Hausherrneifer hatte den Siedepunkt erreicht! Es konnte auch Niemand darüber im Zweifel bleiben, daß er der Arrangeur des Ganzen war, denn er rief seine Befehle an die Diener mit Kommandeursstimme.

Das Souper kam heran. Wie durch Zauber standen plötzlich die laugen, mit Speisen besetzten

Tafeln im Saal und man setzte sich ziemlich zwanglos. Nur für die hohen Gäste war ein besonderer Tisch reservirt und sie waren hier mit ihren Wirthen allein. Evelyn zählte die Gläser nicht, die Tesselhof in der Freude seines Herzens hinuntergoß, aber sie sah ihre Wirkung auf seinem stark gerötheten Gesicht, und sie fühlte eine vage Besorgniß! Seine eigene Schwäche kennend (obwohl er mehr geneigt war, darinnen ein Heldenthum, als eine Schwäche zu sehen) hatte Baron Theodor sich während dieser Tage nur mit großer Vorsicht dem Weinglase genähert, aber heute Abend, da ja nun Alles ein so befriedigendes Ende gefunden und ihm von allen Seiten Lobeserhebungen über das so äußerst wohlgelungene Fest zugehen, konnte er nicht umhin auf sein eigenes Wohl einige Flaschen zu leeren und jemehr er dies that, desto selbstverständlicher erschien ihm solches Beginnen. Seine Frau blickte ihn einige Mal flehend an, aber er begriff sie nicht. Der Herzog stuzte, als er sich plötzlich „lieber Nachbar“ angeredet hörte, dann lächelte er gutmüthig und erhob sich, womit das Souper ein Ende hatte.

Evelyn hatte keine Zeit, sich nach Tesselhof umzusehen, der, sehr echauffirt, geschäftig davonstürmte . . . sie mußte auf ihrem Posten bleiben. Die Herzogin hielt ihr eine schöne Rede voll huldvoller Dankbarkeit. Es war der guten Dame immer eine Genugthuung, wenn sie sah, daß ihre junge Verwandte wenigstens in Bezug auf fürstlichen Reichthum standesgemäß versorgt war. Was konnte die Comtesse Fernay, die Tochter einer Sängerin, mehr verlangen? Und welch ein braver, prächtiger Mensch war dieser Tesselhof inmitten all seiner unbeholfenen Schlichtheit! Mit solchen Gedanken erstickte die gute Frau die leise Reue, welche sich aus ihrem Herzen doch nie ganz bannen ließ!

Ein italienischer Prinz, ein Anverwandter des Hofes, holte die junge Hausfrau jetzt zum Tanz. Sie mußte ihre Pflicht thun. Wieder drehten sich die Lichter um sie her im Kreise, die lebhafteste Unterhaltung ihres Tänzers drang an ihr Ohr, sie antwortete, sie schwebte weiter, — endlich hielten sie und er führte sie an einen Ruheplatz. Als sie schwindelnd in die Polster sank, fragte ihr Tänzer

sie besorgt, ob sie nicht sehr erschöpft sei? Ob er ihr eine Erfrischung bringen könne?

„Ein Glas kaltes Wasser — bitte,“ sagte sie mechanisch. Er eilte fort . . . wahrhaftig, sie war allein, endlich allein, sich selbst überlassen, in einer tiefen halbrunden Nische, deren Eingang durch Blumen und eine herabwallende Brokatportière verdeckt war. Sie athmete tief auf, schloß die Augen und öffnete sie wieder, als sei dies das einzige Mittel um ihren Geist davor zu bewahren, daß er nicht in eine grausige, dunkle Tiefe versinke. Ihr gegenüber reflektirte ein Spiegel ihr eigenes Bild und sie betrachtete sich mit Verwunderung. Konnte dies schöne, geschmückte Weib, mit funkelnden Steinen bestreut, in silberleuchtende Stoffe eingesponnen, Fiebergluth auf den Wangen, ein stereotypes Lächeln, von dem die Seele nichts ahnte, auf den Lippen — konnte dies Evelyn, sie selbst sein?

Ein Glas frisches Wasser mochte heute Abend schwieriger zu beschaffen sein als eine Schale voll frischer Walderdbeeren oder sonst eine Unmöglichkeit der Jahreszeit. Der Tänzer blieb länger aus, als

sie zu hoffen gewagt hatte . . . aber statt seiner fand Frau von Kendar ihren Weg in die Nische und setzte sich mit heiterem Lachen, ihren großen grauen Federfächer entfaltend, neben Evelyn.

„Welch ein Wunder — Du allein? — Ist Dir nicht ganz wohl, Herzchen?“

„Ganz wohl, danke!“

„Du siehst brillant aus. Höre, überhaupt, dies Fest ist fürstlich — die Herrschaften sind entzückt. Sie hätten sich lange nicht so gut unterhalten, wie in diesen drei Tagen, sagen sie . . . Schade, daß sie um Zwölf schon fortfahren wollen! . . . Sieh, sieh, da kommt ja der Graf Thurna . . . hören Sie, liebster Graf, Sie mögen ein großer Jäger und ein großer Reiter sein . . . Ein Tänzer sind Sie nicht. Ich habe sie noch keinen Schritt tanzen sehen!“

„Es hängt nur von der Baronin Tesselhof ab, ob Sie dies außerordentliche Vergnügen haben werden oder nicht. Darf ich um den nächsten Walzer bitten?“

Evelyn hatte keine Zeit, sich zu sammeln, keine Kraft, auf einen Vorwand zu finnen, um die Bitte abzuschlagen. Sie sagte, ohne sich zu bewegen „Ja“ und er verneigte sich tief vor ihr. Dann machte er Miene sich zu entfernen.

„Aber liebster Freund,“ rief Frau von Kendar, „da Sie sonst nicht tanzen, bleiben Sie doch hier — so, so — hier ist noch Platz! Wo ist denn Dein Tänzer, der höfliche italienische Principe, liebe Evelyn.“

„Er holt mir ein Glas frisches Wasser.“

Graf Thurna hätte sich schwerlich durch Frau von Kendars Bitte zum Bleiben bewegen lassen, aber diese Worte veranlaßten ihn stehen zu bleiben.

„Ist das Ihr Ernst? Ein Glas kaltes Wasser? Es wäre — unverständlich —“

„Ja, ja,“ versetzte sie abwehrend, in gleichgültigem Ton. Er blieb stehen und betrachtete sie, dann sich plötzlich neben sie setzend, legte er seine Hand sanft auf die ihre.

„Sie sind krank,“ sagte er leise.

Frau von Kendar hatte die Bemerkung nicht

gehört, wie eine murmelnde Quelle schwahte sie weiter: „Man hat Sie ja Monate lang nicht gesehen, lieber Graf, hören Sie, waren Sie in Spanien? Erbarmen Sie sich! Bei der Sommerhitze? Das wäre ein Land, welches ich sehen möchte, ehe ich sterbe! Schön, nicht wahr? . . . ich fürchte, Du verlierst diesen Brillantfunken aus Deinen Locken, Evelyn . . . so, so, er sitzt schon fest. Hören Sie, lieber Graf, Sie haben uns recht vernachlässigt! Was hatte ich mir für genußreiche literarische Abende versprochen! Solch ein Mann, wie Sie, ist ja mit Gold garnicht aufzuwiegen. Ein Mensch, der etwas Höheres kennt, als seine Perde und Hunde. Wollen Sie unserem Theekränzchen beitreten, lieber Freund? Hören Sie, Sie werden doch?“

„Verzeihung, meine Gnädigste — ich bin immer nur in der Wüste ein Dichter. In der Gesellschaft bin ich ein Jockey — wie sie Alle.“

„Ha, ha, ha,“ lachte die vergnügte kleine Frau, daß alle ihre Zähne bligten und ihre dunklen Seitenlöffchen zitterten, „das soll heißen, daß wir Ihnen nicht gut genug sind, um vor uns Ihr Bestes preis=

zugeben! Wissen Sie, mir kommen Sie vor wie ein kostbarer Kasten, der so schön polirt ist, daß man ganz vergißt wie scharfe Kanten er hat . . . bei Kanten fällt mir übrigens die Frau von Kärnthén ein, die sich zum Entsetzen der Welt von ihrem Manne scheiden läßt. Abscheulich!”

„Kann unter Umständen nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar Pflicht sein.“

„S, i, was Sie da sagen! Par exemple?“ —

„Wenn Sie einen Anderen liebt, so ist ihr Leben an der Seite des bisherigen Gatten Betrug und Lüge!“

„Sie gebrauchen doch manchmal fürchterliche Worte!“

„Ich bin ein Wilder, das wissen Sie, und habe so meine eigenen Ansichten. Ich glaube z. B. an eine alte Sage, nach welcher, seit Paradieses Zeiten, die Menschen paarweise für einander geschaffen werden — je zwei Seelen, die sich ergänzen, ein vollendetes Ganze bilden und für alle Ewigkeiten zusammen gehören! Aber wie selten finden sie sich — und

daß ist der Grund aller Disharmonien und Unvollkommenheiten des Menschengeschlechtes!“

„Was ist dagegen zu thun?“ fragte Frau von Kendar heiter, „ich möchte gern dieser Sage beipflichten — aber sie ist so trübselig.“

Der italienische Prinz trat mit dem Glas Wasser ein, und Evelyn erhob sich hastig, sie griff nach dem Glase, in welchem kleine Eiszstückchen herum schwammen, als Thurna's flehender Blick sie traf.

„Wollen Sie sich selber morden?“ fragte er.

„Was kann es mir schaden?“

„Es kann Ihr Tod sein.“

Unwillkürlich streckte sie die Hand noch hastiger aus, dann ließ sie dieselbe sinken, als sei sie über sich selber erschrocken. Frau von Kendar hatte den Italiener bereits so mit Fragen überschüttet, daß er nicht sah, wie Graf Thurna das Glas auf einen Zug leerte und dann hinsetzte — dann verließ er rasch die Nische.

Am Schluß des Tanzes sah sich Evelyn neben der Herzogin, welche freundlich sagte:

„Dürfen die Kinder nicht erscheinen? Ich würde sie gerne sehen.“

„Augenblicklich!“ versetzte Evelyn, zum ersten Mal aus ihrer Apathie erwachend. Die Aussicht unter diesem Vorwand jenem Walzer zu entgehen, vor dem ihr graute! Sie eilte aus dem Saal. Im anstoßenden Buffetzimmer verlegte ihr Tesselhof den Weg.

„Wo willst Du hin, Lina? Bleib! bleib!“

„Ich muß die Kinder holen. Die Herzogin —“

„Na, das kann ja ein Bedienter ausrichten! Sieh Du ein Wenig zu, daß die Hofdamen mehr tanzen.“

Aber sie hörte nicht auf ihn. Sie war schon fort, eilte den langen Korridor hinab, fand Lenore und Ilse, bereits vor Ungeduld auf die erwartete Erlaubniß hüpfend und springend. Die Gouvernante beeilte sich, die weißen Kleidchen anzuziehen, sie wollte noch allerhand wissen über rosa Schleifen und Perlmutteraggraffen, aber Evelyn verließ das Zimmer. Am Ende der Gesellschaftsräume befand sich eine alte, selten benutzte Bibliothek. Zu Ehren des

Tages war auch sie durch eine Lampe erleuchtet. Sich hier an den Tisch setzend und den Kopf auf die verschränkten Arme legend, blieb sie unbeweglich liegen wie das zu Tode gehegte Wild — und für den Augenblick ging Denken und Fühlen unter in tiefer Bewußtlosigkeit.

Neuntes Kapitel.

Beim ersten Klang des Walzers, den Evelyn ihm zugesagt, verneigte sich Lorenz Thurna höflich vor dem Damenkreise, der sich um ihn gebildet hatte, und verließ den Tanzsaal. Welcher Instinkt ihn nach der alten Bibliothek führte, vermochte er selbst nicht zu sagen, aber er sah sich auf der Schwelle des mattrleuchteten Gewölbes Evelyn gegenüber, die bei seinem Erscheinen langsam aufstand und unbeweglich, wie eine mit Thau überschüttete sammetweiße Rose, im Zimmer stehen blieb.

Er trat herzu und reichte ihr den Arm, und sie legte mechanisch ihre Hand in denselben und folgte ihm — aber schon im Nebenzimmer fühlte sie ihre Kräfte schwinden, die ganze leichte Last ihres Gewichtes schien auf seinem Arm zu liegen, wie sie,

ihn verwirrt anblickend, sagte: „ich werde nicht tanzen können.“

„Ich auch nicht,“ versetzte er lakonisch, „wohin darf ich Sie führen? In den Tanzsaal?“

„Ja — es — es wird ja nicht mehr lange dauern, so fahren die Herrschaften ab.“

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber,“ versetzte Thurna ironisch, dann beugte er sich plötzlich herab und blickte sie fest an, „aber seien wir gerecht. Diese Tage waren uns nöthig. Sie haben uns gezeigt, daß es eine Thorheit wäre, wollten wir uns und die Welt fernerhin belügen! Erinnern Sie sich, was ich Ihnen damals sagte, als Sie jenes konfuse kleine altdutsche Lied sangen?“

Sie fühlte ihr Herz klopfen zum Zerspringen, mit letzter Kraft wandte sie sich fort und ging bis an die Thür, indem sie sagte: „Ich habe keine Zeit, hier zu — plaudern, ich muß —“ wieder verließen sie ihre Kräfte und sie lehnte sich an den Thürpfosten.

„Wie lange werde ich noch die Ruhe haben, das mit anzusehen?“ fragte er, „ich wundere mich

jetzt oft über mich selber . . . vorige Nacht sah ich das blasser, melancholische Gesicht eines Mannes vor mir in der Dunkelheit. Er sah mich unverwandt an, fast mit Triumph, so als weide er sich am Anblick meiner Strafe.“

„So denkt mein Vater auch jetzt im Himmel nicht!“

„Die Vision war aber nicht zu bannen! Ich habe in jugendlicher Thorheit mein Lebensglück verscherzt, ich habe ihn gekränkt, beleidigt, ich habe zurückgewiesen, was er mir bot . . . aber, Evelyn, glauben Sie mir, die Strafe ist härter, als alle Qualen des Tantalus! — Sie nahm ihren Anfang schon damals, als ich von ihm schied und plötzlich fühlte, daß mein Leben ärmer geworden war — ich hatte den Freund und die süße, kindliche Gespielin verloren, die jeden Gedanken in meinem Herzen und jeden Seufzer meiner Geige begriff und theilte. Ich habe sie in keiner Andern wiedergefunden — nie — nie!“

„Führen Sie mich in den Saal! Führen Sie mich in den Saal!“

„Sie können ja nicht gehen, armes Kind.“

„O ja, ich kann . . . ich war nur vom vielen Tanzen ein wenig ermüdet.“

„Ein wenig ermüdet! Ich sollte meinen! — Im Heldenthum des lächelnden Martyriums seid Ihr Frauen uns weit überlegen — aber dafür fehlt Euch — der Muth der Entschlossenheit.“

Sie wandte sich fort und trat mit zitternden Knieen in ein Fenster, lehnte die Stirn an die kalte Scheibe und starrte hinaus in den Park. Ihre Lippen wiederholten seine Worte — drei vier Mal — dann ging plötzlich eine Veränderung über ihr Gesicht, es gewann Leben, die langen Wimpern zuckten, die heißen Thränen stürzten hervor und als er, durch ihr Schluchzen erschreckt, neben sie trat, verbarg sie das Gesicht an seiner Brust und weinte — wie einst Evelyn Fernay ihren kindlichen Kummer an seinem Herzen ausgeweint hatte . . . dann aber, ehe er etwas sagen konnte, blickte sie durch diesen Thränenschleier zu ihm auf, ein süßes, tieftrauriges Lächeln lag auf ihren Lippen, als sie in dem Ton, der ihr ihm gegenüber natürlich und

zwanglos war, der all den kalten Bann, die fürchterliche Spannung löste, flüsterte:

„O, mein Freund, mein Freund! — Ich will muthig und entschlossen sein . . . aber Sie müssen mir darin beistehen! — Wie ich Ihnen damals vertraute, als Sie mein Leben retteten, so vertraue ich Ihnen heute noch. Ich habe Niemand auf der Welt, der mich vor Ihnen retten könnte, als Sie selbst, denn ich weiß, daß Ihnen Niemand gewachsen ist! — Sie sehen wie schwach, wie hilflos ich bin — seien Sie desto größer, desto stärker! — Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie dies Haus heute noch verlassen wollen, um es nie wieder zu betreten.“

„Und das sagen Sie mir — in diesem Augenblick? Und das. nennen Sie Muth und Entschlossenheit?“ Seine Stimme war heiser, so todttenblaß, so seltsam hatte Graf Lorenz noch nie auf sie herabgeschaut.

„Ach nein, ach nein! Es ist weder Muth noch Entschlossenheit . . . es ist im Gegentheil nur, daß ich mich zu Ihnen flüchte — daß ich so unbegrenztes

Vertrauen zu dem Edelsinn meines besten Freundes habe!“ —

Er biß die Zähne zusammen und trat von ihr ins Fenster. Da unten, im Sternenlicht glänzend, lag die Terrasse, auf welcher er vor zwei Abenden gegessen und seine Havannah geraucht hatte. Mit finster zusammengezogenen Brauen blickte er hinab. Seine Seele empörte sich gegen das harte Gesetz welches ihm dort gepredigt worden war. Stand denn nicht auch geschrieben: Du sollst nicht tödten? und war es nicht zweifacher Mord, wenn er sie und sich einem unbarmherzigen Gebot opferte?

Als er sich aber umwandte und ihrem Blick begegnete, welcher erwartend, voll maßloser Zuversicht auf ihm ruhte — da war er entwaffnet. Sein ritterlicher Edelsinn, das stolze Blut des Caballero, der gegen Wehrlose keine Waffe hebt, siegte.

„Was soll ich thun, Liebling? Welches Versprechen fordern Sie von mir?“

„Daß Sie abreisen — weit, weit weg — und niemals nach Fürstenrode zurückkehren.“

„Ich werde gehorchen.“

„Wollen Sie es mir schwören? . . . Doch nein, nein . . . Ihr einfaches Wort genügt mir!“

„Danke,“ versetzte er ernst.

„Nein, ich bin es, die danken muß. O, Sie glauben nicht, Graf Lorenz, wie glücklich ich bin, daß wir nicht in Zorn und Kränkung scheiden,“ ihre Thränen fielen wieder reichlich, wie ein Funkenregen von den dunklen Wimpern, aber sie trocknete dieselben und richtete sich auf.

„Ich kann jetzt gehen, sprechen tanzen, — was Sie wollen. Führen Sie mich in den Saal zurück, es ist die höchste Zeit.“

„Und im Ballsaal soll ich Ihnen Lebewohl sagen?“ Er blickte sie an, und noch einmal forderte sein ungebändigtes Herz das Recht, dieser Masquerade ein Ende zu machen, ihr zu Füßen zu stürzen und sie anzusehen, die Ketten ihres Scheinlebens zu brechen.

Sie war so wunderbar lieblich, mit diesem neugewonnenen Glanz in ihren Augen. Die unnatürliche starre Ruhe war verschwunden, hinter dem leblosen blassen Antlitz pulsrte wieder warmes Blut und färbte die Wangen.

„Sagen Sie mir nicht Lebewohl, mein Freund,“ sagte sie, „wenn die Sage, an welche Sie glauben, wahr ist, so sehen wir uns wieder — dort, wo er auch sein wird.“

Schweigend reichte er ihr den Arm und führte sie fort.

Die Musik spielte noch den Walzer. Die schmetternden Töne klangen bis in das Zimmer — aber auch ein wohlbekannter Piff machte Evelyn zusammenfahren. . . Tesselhof suchte seine Frau in Hast und Eile. Er polterte eben durchs Buffezimmer und rief: „Line! Wo steckst Du?“

„Hier — hier!“ antwortete sie, indem sie am Arm ihres Tänzers auf die Schwelle trat.

„Der Erbpriuz will mit Dir tanzen, Line,“ rief Tesselhof mit wichtiger Miene, „komm! Man fragt nach Dir.“

Ihr erster Impuls war, zu gehorchen — aber dann fiel ihr ein, daß sie ja diesen Tanz dem Grafen zugesagt habe und daß er schwerlich darauf verzichten werde. Er sprach für sie, sehr ruhig, ohne sich zu rühren:

„Bitte, wollen Sie dem Erbprinzen mittheilen, daß die gnädige Frau bereits engagirt ist?“

Tesselfhof wurde puterroth, der Aerger fuhr ihm zu Kopfe und vermählte sich dort mit dem Bordeauxgeist zu unheilverkündender Allianz.

„Machen Sie keine Wiße, Graf! Sie werden doch vor dem Hof zurücktreten?“

„Naiv!“ murmelte Thurna, seinen Schnurrbart streichend.

„Komm Lina, wie lange soll das noch dauern. Alle Wetter! . . . meine Geduld ist zu Ende!“

„Theodor . . . laß es gut sein. Ich werde mit Heinrich sprechen!“

„Pardon, meine Gnädigste!“ unterbrach Thurna sie kalt, „mit Heinrich zu sprechen ist meine Sache, wenn er glaubt, ich ließe mir meine Dame abhandeln.“

„Lina, wirst Du kommen oder nicht!“ brüllte nun Tesselfhof, seiner selbst nicht mehr mächtig, „mit — mit — einem Faustschlag schlag ich den — den spanischen Renommisten zu Boden, wenn er es wagt, Dich am schuldigen Respekt gegen den

aller höch — höchsten Hof zu . . . Dich will ich Gehorsam lehren?“

In den offenen Thüren erschienen die Lakaien mit verstörten Gesichtern. Sie wichen aber sogleich zurück, als jetzt der Hausherr seinen Zorn gegen sie wandte.

Diesen Augenblick benutzte Evelyn, um ihrem Tänzer zuzuslüftern: „Er ist von — Sinnen! Lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie! Ich muß in mein Zimmer — ich bin krank und kann Niemand mehr sehen.“

Er ließ ihre Hand frei — sie war verschwunden, ehe er ein Wort sagen konnte. Als Tesselhof sich, nachdem er die Diener hinausgejagt hatte, umwandte, stand Thurna allein vor ihm.

„Wo ist meine Frau?“ donnerte Tesselhof.

Thurna wandte ihm kalt den Rücken. „Ich empfehle mich Ihnen, Baron, wenn Ihre heitere Laune vorüber ist wird der spanische Renommist sich erlauben, ein ernsthaftes Wort mit Ihnen zu reden!“

Damit ging er.

Alles dies reizte Tesselhof aufs Aeußerste. Seiner Worte und Gedanken nicht mehr ganz mächtig, niemals stolzer auf seine Stellung als heute, hatte er eine unklare Angst davor, man könne ihn verspotten und verlachen. Er laß Hohn auf jedem Gesicht und sah in Evelyns Ungehorsam eine Verachtung seiner Würde. Da war kein Zweifel, sie verhöhnten ihn — Angesichts des Hofes — ihn! — Und der Erbprinz wartete!

Ein Diener sagte ihm, die gnädige Frau sei in ihr Schlafzimmer gegangen. Dorthin stürmte er mit dröhnenden Schritten, riß die Thür auf, warf ein paar Stühle um und wäre beinah über den Tisch gefallen, denn das Zimmer war ganz dunkel. Nur durch die Fenster sah man, über den Hof herüber, die hellleuchtende Fensterreihe des Korridors, an welchem die Gesellschaftszimmer lagen.

„Eine!“ rief er. Keine Antwort. Dann aber kamen draußen schnelle Schritte näher, Susi und ein Hausmädchen traten mit Licht und Wasser ein, das Zimmer ward hell — und Tesselhofs erster Blick

fiel auf die helle Gestalt seiner Frau, welche, wie ein furchtsames Kind, in die Polster des Divans gedrückt, ihr Gesicht in den Händen verbarg, von Zeit zu Zeit konvulsivisch schluchzend.

„Kannst Du nicht antworten?“ schrie er, mit dem Fuße stampfend. Sie rührte sich nicht. Die beiden Mädchen sahen sich erschrocken an.

„Augenblicklich kommst Du mit mir, und ich will Dich Gehorsam lehren!“

„Ich kann nicht tanzen. Lasse mich!“

„Du kannst gehorchen — und Du wirst es!“

Sie richtete sich auf — der Muth der Verzweiflung kam über sie.

„Nein! Ich gehorche Dir nicht, denn Du bist sinnlos und weißt nicht, was Du redest!“

Es wäre unmöglich und auch wohl kaum wünschenswerth, die Fluth der Schmähungen wiederzugeben, welche nun losbrach. Ihre Hand erfassend, riß er sie so heftig in die Höhe, daß sie vorwärts=taumelnd gegen den großen, stehenden Spiegel stürzte . . . das Glas flog splitternd in Stücke und über ihre Stirn floß das rothe Blut heiß und un-

aufhaltfam hervor. Dieser Anblick brachte Tesselhof momentan zur Besinnung. Er ließ ihre Hand fahren — wandte sich fort und verließ eilig, wie ein Mörder, das Zimmer.

Das laute Jammern der beiden Mädchen weckte Evelyn aus ihrer tiefen Veräubung — aber zu welchem Bewußtsein? Sie fühlte sich so degradirt, so zertreten, daß ihr die Theilnahme der Dienerinnen wie eine Gnade erschien.

Und was, um Himmelswillen, sollte nun geschehen? Wo auf der Welt konnte sie noch bleiben? Ihr Blick irrte apathisch umher, während Susi das blutige Haar mit warmem Wasser abwusch, die Schnittwunden an den Armen mit Leinwand verband, das hochaufgeschwollene Handgelenk, welches Tesselhofs Faust verstaucht hatte, kühlte. Dabei funkelten die schwarzen Augen des empörten Mädchens und sie biß die Zähne fest zusammen, um ihr Schluchzen zu ersticken. Das Hausmädchen stand sprachlos daneben.

„Geh in das Ankleidezimmer, Marie,“ sagte Susi energisch, „hole die Etuis für die Brillanten.“

Wir müssen sie abnehmen, und die gnädige Frau ausziehen und zu Bett bringen.“

Evelyn fuhr auf — aber sie sagte nichts. Sie ließ sich des Ballstaates entledigen und dann wandte sie sich zu dem Hausmädchen:

„Marie, sage Niemand sonst etwas hierüber, sondern gehe hinunter in die Küche und warte, bis ich Dich rufe.“

Das Mädchen gehorchte.

„Und jetzt Susi, bringe mir ein warmes Kleid, das schwarze, hole mir Hut und Mantel . . . Du weißt, wo meine Schlüssel sind. Nimm sie, hole mir aus meinem Schreibtisch soviel Geld, wie Du in der obersten Schieblade findest . . . ich muß noch in dieser Nacht abreisen.“

Das Mädchen gehorchte schweigend. Das, was sie mit angesehen hatte, war zu furchtbar gewesen, als daß sie sich über die Folgen wundern konnte.

Als Evelyn das weiße Kleid abgeworfen und gegen eine dunkle Reisekleidung vertauscht, Geld zu sich gesteckt und den kostbaren Brillantschmuck

eingeschlossen hatte, sagte sie mit leiser, zitternder Stimme zur Kammerjungfer: „So, jetzt geh hinunter, sage Friedrich, er solle augenblicklich die Ponies einspannen und mit ihnen an der Fasanerie halten — verstehst Du?“

Die Kleine nickte nur und verschwand. Als sie fort war, saß Evelyn regungslos da und starrte auf die zertretenen Gazeflecken, auf die umhergestreuten Blumen, den zerbrochenen Spiegel und die rothen Blutflecke, mit denen ihr Kleid und die Diele besudelt waren. Dann stand sie langsam auf und verließ das Zimmer. Als Susi eilig wieder ins Schloß schlüpfte und die kleine Wendeltreppe zu den Privaträumen ihrer Herrin hinauf lief, stand hier schon wartend eine dunkle Frauengestalt.

„So, komme mit mir bis an die Fasanerie,“ sagte Evelyn ruhig.

„Bis an die Fasanerie?“ rief das Mädchen betroffen, „und dann? und dann? — Ich gehe mit, bis ans Ende der Welt! Niemals werde ich meine Herrin verlassen!“

Auf der Terrasse vor dem Schlosse waren viele

Neugierige versammelt und blickten zu den hellen Fenstern hinauf. Was hätten die guten Leute wohl dazu gesagt, wenn Einer von ihnen in der schattenhaft vorüberhaftenden Gestalt die Herrin dieses glänzenden Schlosses erkannt hätte!

Behtes Kapitel.

Tesselhofs „heitere Laune“ war in der That vollständig verflogen, als er wieder in die Gesellschaft kam — so leichenblaß wie er vorhin roth gewesen war, mit scheuem Blick und zitternden Gliedern. Der Anblick des bleichen, blutüberrieselten Gesichtes verfolgte ihn wie ein Schreckgespenst.

Er entschuldigte seine Frau beim Herzog und der Herzogin mit plötzlichem, heftigen Unwohlsein — eine Ohnmacht — eine — ein —“

Die Herzogin sah ihn erschrocken an.

„Aber wie sehen Sie aus, Baron? — Mir scheint, Sie sind krank! Was ist mit Evelyn? Verhehlen Sie uns Nichts!“

„Nichts Schlimmes, Hoheit — nichts Schlimmes. Es thut mir leid — aber sie kaun nicht kommen . . . die Hitze, die — die Aufregung . . .“

„Beruhigen Sie sich nur, lieber Baron — es ist recht schade, daß dies schöne Fest nicht bis zum Schluß ungetrübt bleibt, aber ich fürchtete immer, es würde Evelyn zu sehr angreifen . . . lassen Sie mich morgen früh wissen, wie es ihr geht! — Es ist ohnehin Zeit zum Aufbruch. Er soll beschleunigt werden.“

Und so löste sich die ganze Gesellschaft auf. Die Säle leerten sich und Wagen auf Wagen rollte davon. Nach dem „liebenswürdigen Grafen“ sah sich manches schöne Auge suchend um . . . aber er war nirgends mehr zu sehen. Bereits begann aber aus den Domestikenstuben aufsteigend das Ge-flüster und Gemunkel über etwas Außerordentliches, was vorgefallen sei. Es drang schon in der Garderobe, wo die Damen ihre weißen Mäntel um-nahmen, in die höheren Sphären. „Man sagt,“ flüsterte eine Hofdame der andern zu, „Baron Theodor habe seine Frau halb todt geschlagen . . . das ist natürlich ein Unsinn, aber ich muß gestehen, nach seinem Aussehen zu urtheilen, wäre ich geneigt es zu glauben. Der Mann kam doch herein wie

das böse Gewissen.“ — „Schrecklich! Aber weshalb?“ — „Pst! . . . Da ist manchmal gar kein Grund, aber wir trinken zu viel Wein hin und wieder . . . sehr fein, nicht wahr? Können Sie begreifen, warum die Herzogin diese Mesalliance jemals zugab?“ —

Und die beiden Damen tauchten unter im Menschenstrom, der die Treppe herabwallte.

Soviel ist gewiß, daß die ganze Residenz morgen die ganze Geschichte haarklein weiß. Solche Dinge bleiben nie verborgen!

Tessellhof ging indessen durch alle die leeren Zimmer und riß die Fenster auf, um die stark parfümirte, heiße Luft hinauszulassen. Ihm war sehr übel zu Sinne, denn mit jeder Minute überschaute er das Vorgefallene deutlicher.

Die Diener warteten umsonst auf seine Befehle. Er ging in sein Schreibzimmer, warf sich hier aufs Sopha und stöhnte laut. Es wäre ihm unmöglich gewesen, zu Evelyn hinaufzugehen, die er, im Grunde ohne Ursache, so tödlich beleidigt, so roh mißhandelt hatte! Wenn das jemals dem Hof zu Ohren kam! Es überlief ihn eiskalt bei dem Gedanken.

Der Morgen blickte endlich grau und kalt zu all den Fenstern in die verlassenen Festsäle hinein. Die Diener hatten nur die Lichter ausgelöscht und sich dann zur Ruhe begeben. Auch Tesselhof war in einen schweren, unerquicklichen Schlaf gefallen, aus welchem ihn endlich ein immer lauterer Pochen weckte. Er fuhr auf, griff sich an den schmerzenden Kopf und sah sich um. Es war heller lichter Tag — die Uhr schlug Neun. Es pochte wieder und auf sein „Herein!“ trat sein Kammerdiener ein.

„Ich konnte den gnädigen Herrn nicht anders erwecken,“ murmelte der Mann verlegen, „der reitende Bote wartet schon seit einer Stunde.“

Dabei überreichte er seinem Gebieter einen Brief. Tesselhof brauchte einige Zeit, ehe er sich auf Alles besann, was vorgefallen war.

„Was ist das? Von wem kommt er?“ fragte er barsch.

„Es ist ein Bote zu Pferd — von der Dornburg,“ sagte der Diener. Dies Wort erweckte eine sehr unangenehme Empfindung. Der Baron riß den Brief auf und las ihn in Eile — es handelte

sich um das Duell. Als passendster Ort der Handlung wurde eine große Haide, zwei Stunden von der Dornburg gelegen, vorgeschlagen.

Duelle hatten in Thurna's Leben zu den Alltäglichkeiten gehört — für Tesselhof war das eine gewaltige Sache. In großer Aufregung ging er wohl eine halbe Stunde lang auf und nieder, ehe er sich hinsetzte und seine Antwort schrieb. Die Möglichkeit, morgen um diese Zeit vielleicht schon „kalt“ zu sein, veränderte plötzlich die ganze Sachlage. Er mußte jetzt vor allen Dingen hinauf gehen und sich mit Evelyn versöhnen. Er mußte seine Geschäfte ordnen, von seinen Kindern Abschied nehmen.

Er schickte die Antwort ab und ging dann hinauf. Der Korridor war todtensstill, erst als er nahe hinzukam, sah er zwei kleine Gestalten aneinandergeschmiegt vor Evelyns Stubenthür auf der Diele sitzen. Es waren Ilse und Lenore, welche beim Erblicken ihres Vaters aufsprangen und ihm entgegenliefen.

„Pst! pst! Sie schläft noch immer, die Mama,

es ist Alles ganz still und wir warten, bis sie aufschließt.“

Tesselhof versuchte zu öffnen, aber die Thür war verschlossen, er besann sich. Sollte er anpochen, sie wecken, die vielleicht jetzt erst Schlaf und Ruhe gefunden hatte? Er schickte die Kinder fort und kehrte in sein Schreibzimmer zurück. Ein Diener brachte ihm Kaffee und fragte ihn, ob die gnädige Frau auch frühstücken wolle.

„Wartet, bis sie klingelt!“ versetzte er.

Sie warteten lange — der Vormittag verstrich. Auf weichen Filzschuhen huschte die Dienerschaft durchs Schloß, um die gnädige Frau nicht zu stören. Alle die Festgemächer wurden wie durch Gnomen und Zwerge unhörbar wieder in Ordnung gebracht — und das Murmeln und Flüstern, das Kopfschütteln und Nicken nahm zu, je länger die Spannung dauerte. Tesselhof war vier, fünf Mal an der Thür und lauschte umsonst. Endlich, als die Thurmuhre die Mittagstunde verkündete, hielt er es nicht länger aus. Er pochte an. Keine Antwort. Er wiederholte sein Pochen, aber Alles blieb

still. Jetzt erfaßte ihn eine heillose Angst. War sie todt? Aber weshalb antwortete Susi nicht, die doch mit eingeschlossen sein mußte?

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, mit seinen nervigen Fäusten riß und rüttelte er an dem Schloß, daß es krachte. Dann eilte er fort, holte ein eisernes Instrument, stemmte es in die Thürspalte und brach die Thür auf, daß die Holzsplitter flogen und er selbst fast rücklings hingestürzt wäre.

Da stand er nun — in einem leeren Zimmer, da stand er vor dem zertrümmerten Trumeau, dessen zackige Glassplitter sein Bild verzerrt widerspiegeln. Dort lag der umgeworfene Tisch, die Stühle, die er bei Seite geschleudert. Auf dem Fußboden lagen Leinwandstreifen, stand noch der Krug mit Wasser, lag der Schwamm . . . dort aber auf der Diele lag das blutbespritzte, kostbare Spitzenkleid — wie die leblose Hülle, aus welcher die Seele entflohen ist.

Sie war fort!

Tesselfhof griff sich mit beiden Händen an den Kopf. Hierauf war er am wenigsten gefaßt gewesen — an eine solche Möglichkeit hatte er nie

gedacht. Oher hätte er gedacht, seine rechte Hand könne sich von ihm lösen und wegfliegen, als daß er es für möglich gehalten, daß sein Weib ihn verlassen könnte! Im ersten Augenblick überlegte er nicht, was sie hierzu getrieben hatte — er stand nur verdonnert vor der schmähligen Thatsache, die Schimpf und Schande über sein Haus und seinen guten Namen brachte.

In diesem Augenblick kamen im Korridor schnelle Schritte heran — sie hielten jäh vor der Thür und ein Schreckensruf weckte den Baron aus seiner Betäubung.

„Was ist? Was soll das heißen?“ rief Edgar, indem er athemlos, erhitzt, mit verstörtem Gesicht ins Zimmer sprang.

„Mach, daß Du fortkommst!“ rief Tesselhof, mit dem Fuße stampfend. Der Jüngling wich zurück und starrte seinen sonst so jovialen Gönner erschrocken an. Er hatte den freien Sonnabend-Nachmittag benutzt, um, so rasch er konnte, dem dumpfen Klassenzimmer zu entfliehen und sich von

seiner Mama erzählen zu lassen, wie das Fest bis zum Schlusse verlaufen war.

„Aber was soll das Alles heißen?“ brach er heftig los, „ich komme hierher — alle Leute sehen mich so sonderbar an, sagen Dinge, die ich nicht verstehe . . . Die Mama ist krank, heißt es, und dann wieder nein, sie ist nicht krank . . . und nun, wo ist sie?“

„Fort!“ versetzte Tesselhof, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend, „so sind die Weiber, Junge! So sind sie!“ Und er lachte bitter auf.

Edgars Blick schweifte zuerst verständnißlos über alle Gegenstände im Zimmer — dann wurde er leichenblaß.

„Du meinst . . .“ stammelte er, „Sie meinen, Baron Theodor . . .“

Tesselhof packte ihn an den Schultern und schob ihn mit einem Ruck aus dem Zimmer, dann schlug er die erbrochenen Thürflügel krachend zusammen.

„Geh!“ sagte er, „und nenne ihren Namen nicht mehr vor mir!“

Damit ließ er ihn stehen und ging mit schwankenden Schritten davon.

Edgar stand lange auf der Stelle, wo ihn Tesselhof verlassen hatte und murmelte: „Fort! sie ist fort!“

Für ihn gab es nur eine einzige Erklärung dieser Thatsache. Die hämischen Andeutungen der Dienstleute, Tesselhofs Benehmen, Alles schien keinen Zweifel übrig zu lassen — und mit dem Instinkt der eifersüchtigen Liebe errieth er, oder glaubte er den ganzen Zusammenhang zu errathen! Was er bisher nur geahnt, was er unklar empfunden, wenn ihn der zwingende Blick des Mannes traf, für den er bald die glühendste Begeisterung, bald den unmotivirtesten Haß empfand, das ward ihm jetzt sonnenklar.

Er hatte sie mitgenommen.

Armer Knabe! Wie ein Nachtwandler ging er langsam, langsam durch all die stillen Zimmer hinaus auf die Terrasse und in den Park hinab. Der Himmel hatte sich bewölkt und ein dichter Regen fiel ruhig herab auf das gelbe Gras. Er

merkte nichts davon. Erst als er an ihrer Lieblingsbank unter der alten Eiche vorüberkam, fuhr er zusammen und schluchzte laut auf. Seit seinen Knabenjahren hatte er hier im Grase zu ihren Füßen gelegen und zu ihr aufgeblickt wie zu einem höheren Wesen! Die Erinnerung ward zur Marter, denn sein Ideal war todt für ihn. Die Frau, deren Wort sein Leben leitete, war von ihrer Höhe herabgestürzt — ihr Heiligenschein war ein Irrlicht gewesen.

Jetzt stand er an dem mit Kiefernrinde gedeckten Pavillon, in welchem er sie zum letzten Mal als „Familienmutter“ im Kreise der Ihrigen gesehen hatte. War es denn möglich? War es denn möglich?

Er setzte sich auf die ringsum laufende Holzbank, stützte den Kopf in beide Hände und biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuschreien vor Seelenqual.

Der Regen rauschte herab, sonst war Alles still — dann kamen aber leichte Schritte näher und näher und ein großer, schwarznasser Regenschirm

machte vor dem Pavillon Halt. Unter demselben drang leises Schluchzen hervor. Der Schirm senkte sich und eine schwächliche Gestalt in grauem Regemantel setzte sich, die Augen mit dem Taschentuch trocknend, auf die Bank.

„Das ist Alles schrecklich traurig, Edgar,“ flüsterte Fräulein von Kendar statt einer Begrüßung. Er wandte das verstörte Gesicht ab. Sein Schmerz war zu groß, zu überwältigend für Worte. Sie betrachtete ihn bestürzt. Er schien ja nur ein Schatten seines einstigen, blühenden Selbst zu sein.

„Edgar“ — begann sie, etwas näher rückend, aber er winkte abwehrend mit der Hand, ihn allein zu lassen. Jetzt aber kam sie noch näher.

„Armer Edgar — sieh nur nicht so entsetzlich unglücklich aus!“

„O laß mich, laß mich und gehe! Wer soll mir denn helfen? . . . aber ich weiß was ich thue!“ brauste er plötzlich wild auf und erhob sich — „ich will ihn finden — ich jag’ ihm eine Kugel durch den Kopf — ihm! — Sagte er mir nicht, ich könnte

gut schießen, damals, beim Zwölfender. Nun er soll es sehen — ja, ich kann es!“

Räthchen blickte ihn bestürzt an. Sie begriff ihn nicht.

„Von wem sprichst Du?“ frug sie, aber sie be-
reute die Frage, so wild war der Blick, der ihr als
Antwort wurde.

„Edgar — Edgar — Du machst mir bange!
D sage mir, was Du meinst, und dann —“ ein kleines
Schluchzen — „sieh nicht so todtunglücklich aus.“ —

Ihre Stimme klang weich, beinah ein wenig
zitternd, und Edgars Selbstbeherrschung brach davor
zusammen. Zorn, Haß und Verachtung schmolzen
hin, er verbarg das Gesicht in den Armen und weinte
wie ein kleines Kind.

„O Räthchen — ich kann — ich kann das nicht
ertragen! Ich habe sie so lieb gehabt — ich habe
sie so verehrt . . . und nun ist Alles vorbei!“

„Alles vorbei?“ wiederholte sie staunend, dann
rückte sie noch näher — „aber Edgar es wird schon
nicht so schlimm sein,“ begann sie tröstend, „Baron
Theodor ist doch eigentlich gutmüthig, ich kann mir

nicht denken, daß er so was thut. Die Leute über-
treiben . . . und Evelyn wird ihm vergeben.“

„Ihm — vergeben! — Räthchen, mir scheint Du
weißt garnichts. Evelyn ist — ist —“ er stockte,
Leichenblässe und dunkle Röthe wechselten auf seinem
Gesicht — mit zusammengebißnen Zähnen stieß er
endlich hervor: „sie ist fort — sie ist entflohen mit
dem Grafen Thurna.“

Räthchen starrte ihn an, dann begannen ihre
Augen zürnend zu funkeln.

„Und das wagst Du von ihr zu glauben?“ —
rief sie, und ihre zarte Gestalt schien ordentlich zu
wachsen — „Edgar, ich verachte Dich! — Kennst Du
das Liebe? — Kennst Du das Vertrauen? Und wenn
jetzt zehn Leute kämen und es mir erzählten, so
würde ich sagen: es ist eine Lüge!“

„Und wenn es nun doch wahr wäre? O Rät-
chen, Rätchen, wenn Du fühlen müßtest, wie sich
Dir da drinnen im Herzen alle Liebe in Beschämung
verwandelt, alle Freude in Haß? Es ist als wäre
man innerlich todt.“

„Was Evelyn auch thun mag, ich werde sie

lieben, durch Alles hindurch. Siehst Du! Habe ich Dir nicht immer gesagt, daß ich sie mehr liebe als Du? Und jetzt will ich Dir etwas erzählen, obwohl Du es kaum verdient hast! Heute früh hörten wir natürlich auch, was die Leute erzählten, nämlich daß gestern Abend, kurz ehe der Ball ein Ende hatte, eine fürchterliche Sceue zwischen Baron Theodor und Evelyn stattgefunden habe. Wir konnten nicht recht glauben, daß es wahr sei — da bekommt Mama vor einer Stunde eine telegraphische Depesche von Evelyn aus Bingen, Mama möchte doch gleich hinkommen, Evelyn sei heute Morgen in ihrer Villa Rheineck angekommen, sie sei krank und bedürfe des Rathes! — Du kannst Dir Mamas Schreck denken — aber Du weißt auch, wie sie ist. Sie rannte im Hause herum als ob es brennte, holte das Kurzbuch, sah nach den Zügen und wollte gleich fort. Aber Papa . . . o Edgar, Edgar, was giebt es denn? — Was thust Du?“ —

Sie hatte kaum noch Zeit zu dieser Frage, denn Edgar war ihr um den Hals gefallen, er drückte sie an sich, daß ihr der Athem ausging, in seiner

maßlosen Glückseligkeit überschüttete er sie mit Küssen, mit Liebesungen — in seinem Glück ebenso sprachlos wie in seinem Jammer.

„Du bist ja ein fürchterlicher Junge, Edgar“ — rief das Fräulein endlich athemlos, zwischen Aerger und Lachen und einer sonderbaren Nührung schwankend. Ein paar Thränen fielen von ihren Wimpern — seltsamerweise war sie nicht im Stande, ihm seine stürmische Zärtlichkeit übelzunehmen.

„Ich danke Dir, Rätke — o, wie ich Dir danke!“ — stammelte er endlich — „Rätchen — jetzt kannst Du aber schon gegen mich sein, wie Du willst! Das vergesse ich Dir mein Lebtag nicht.“

„Ich will aber gar nicht schlimm gegen Dich sein“ murmelte sie, die herabgefallene graue Kapuze des Regenmantels wieder über die krausen Locken ziehend „über — überhaupt Edgar, ich weiß nicht, weshalb Du so sehr schlecht von mir denkst,“ hier kamen wieder einige Thränen über die rosignen Wangen gegliiten.

Edgar ward sehr roth und verlegen.

„Ich will es nie wieder thun, Rätchen — die

Leute sagen nur, Du machtest Dir nichts aus Schülern und . . . aber Rätchen, ich bin auch oft sehr fleghaft gewesen.“

„Macht nichts Edgar.“

Wieder eine lange Pause. Sie waren jetzt Beide sehr verlegen und dieser erquickliche Zustand stieg mit jeder Minute.

„Also sie ist in Rheineck“ . . . begann Edgar endlich sich räuspernd.

„Ja sie ist mit Susi in Rheineck und Mama reist heute Abend mit dem Courierzuge hin. Ich darf leider nicht mit.“

Wieder eine lange Pause. Edgar betrachtete verstohlen das bekümmerte Gesichtchen seiner Gefährtin — welch ein entzückendes Gesichtchen!

„Wir wollen jetzt nach Buchenberg gehen, das heißt, ich will gehen. Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich durch den Regen über die Berge gelaufen bin,“ begann Rätchen endlich und erhob sich „lebewohl Edgar und sage dem Baron Theodor von wegen der Depesche, im Fall er nichts weiß. Lebewohl, das

ist ein trauriger Sonntag für Dich. Grüße Ilse und Lenore.“

Sie gab ihm die Hand er stand mit niedergeschlagenen Augen, so erröthend und ungeschickt vor ihr. Nicht ein Wort brachte er hervor! Räthchen ging von dannen. Der Regen trommelte auf ihren schwarzen Schirm sie seufzte schwer, denn das Leben erschien ihr sehr melancholisch. Sie faßte den Entschluß, sich nie zu verheirathen, denn wenn es wahr war, daß Theodor Tesselhof seine Frau mit dem Stiefelknecht geschlagen habe, so war die Ehe eine mißliche Sache! — Die Mama würde natürlich sehr enttäuscht sein, und der arme Papa auch, wenn sie ihnen ihren Entschluß mittheilte aber —

Da kamen schnelle Schritte hinter ihr her. So lief nur Edgar — wie ein Hirsch, auf kürzestem Wege durch Dick und Dünn

„Räthchen — ich meine nur — ich wollte Dich fragen . . . willst Du auf mich warten, bis — ich Offizier bin?“

Es war heraus und er stand mit vor Erwartung

behebendem Gesicht vor ihr. Rätthchen schien nicht so sehr überrascht. Es war dies der erste Antrag, den sie erhielt, aber sie hatte sich schon lange eine Antwort auf dergleichen Fälle ausgedenkt, da sie doch nicht gleich den „Ersten, Besten“, der da kam, erhören konnte. Aber keins von den schönen Schemata, in denen „Bedauern“, „Hochachtung“ und „Freundschaft“ in verschiedener Reihenfolge angebracht waren, kamen ihr in den Sinn und statt dessen rief sie, fast allzu eifertig, während der Regenschirm herabsank und ein neuer Regenguß in Gesellschaft unzähliger brauner und gelber Blätter über das junge Paar herabrieselte: Ja, ja, Edgar — ich will auf Dich warten!“ — —

Eine Stunde später ward Frau von Kendar durch den Eintritt eines kleinen Meerfräuleins erschreckt, welche ins Zimmer stürzend, sich ihr triefend um den Hals warf und rief:

„Mama, Mama, ich glaube, ich habe mich verlobt.“ —

„Gütiger Himmel, Kind, wie Du naß bist! Was fällt Dir ein, in den Regen hinaus zu laufen!

rasch, rasch, ziehe ein anderes Kleid an, der Papa will mit dem Mittag nicht länger warten.“

„So spät ist's schon?“ — frug Rätchen etwas kleinlaut — der Papa war ein pünktlicher Mann und liebte das Warten garnicht. Heute war freilich ein Ausnahmetag und als Rätchen bei Tische erschien, waren beide Eltern so sehr mit der bevorstehenden Reise beschäftigt, daß der Vater sie garnicht beachtete. Schließlich fiel sie ihm aber doch wieder ein und er drohte ihr mit dem Finger:

„Das Fräulein hat uns warten lassen.“

„Ich hatte keine Zeit zu kommen,“ schmolte Rätchen, „ich hatte Wichtigeres zu thun. Ich habe mich verlobt.“

„Oho? Mit wem dem?“ — sagte der Papa gutgelaunt.

„Mit Edgar!“

Herr von Kendar lachte.

„Mit Edgar! Nun das ist ja nett. Da haben wir wohl nächstens eine Puppenhochzeit.“

„Es ist aber doch fürchterlich, daß kein Mensch mir glauben will!“ rief Rätchen hitzig. Sie war

darauf gefaßt gewesen, einem Familiensturm die Stirn bieten zu müssen, — aber ausgelacht zu werden, war eigentlich viel schlimmer.

„Nun, was hat es denn gegeben? — Ich bin ja ganz ernsthaft!“ — sagte der Vater tröstend.

„Ich sage nichts mehr,“ schluchzte jetzt Käthchen, „ich kenne schon die Sorte Ernsthaftigkeit, wenn der Papa dazu mit den Augen blinzelt! Es ist wirklich arg, daß ich mir keine Geltung verschaffen kann.“

Frau von Rendar lachte bereits so, daß sie sich die Seiten halten mußte. Das Elternpaar war leider durch nichts von der Wichtigkeit des Ereignisses zu überzeugen.

Hatte sie denn wirklich etwas so sehr Dummes gethan?

Erstes Kapitel.

Die Villa Rheineck war sicherlich im Sommer ein sehr lieblicher Aufenthalt, wenn die alten Kastanien, welche in breiter Allee zu dem stylvoll gebauten Hause hinanliefen, in voller Blüthe standen, die Bosquets und Rasenflächen in lichthem Grün prangten, und der Blick vom Balkon aus über die hügelige, reiche Landschaft schweifte, durch welche der stolzeste deutsche Strom seine grünschimmernden Wellen hinbrausen ließ. Umsonst hatte doch Prinz Heinrich das Haus nicht auf jene Anhöhe gebaut und zu seinem Tuzulum bestimmt! Aber jetzt im Spätherbst freilich, da der rauhe Wind durch die blattlosen Baumkronen fuhr und der Himmel meist mit schwarzen Wolken behangen war, machte das Ganze einen etwas desolaten Eindruck. Die Fensterläden waren alle fest-

verriegelt, über die weißen Götterfiguren, welche zu beiden Seiten der breiten Freitreppe standen, waren unförmige hölzerne Schutzkästen gestellt, die zarten Rosenforten und exotischen Bäume im Garten waren in Stroh gepackt und das Haus stand, trotz seiner architektonischen Schönheit reizlos, wie ein fremdes, gelangweiltes Gesicht an der Bergwand.

Oben, in den todtenstillen, dunklen Sälen waren, wie in einem Museum, alle die Merkwürdigkeiten aufgebaut, welche Prinz Heinrich von seinen Reisen heimgeschickt hatte. Nur einmal im Jahr pflegte der Hausverwalter, welcher zugleich Kunstgärtner war und mutterselenaallein die Villa bewohnte, da hinauf zu steigen, alle Fenster zu öffnen und den Staub zu entfernen, der sich in feiner Schicht über alle die Steine, Waffen, Pflanzen und ausgestopften Thiere gelagert hatte.

So war Jahr um Jahr hingestrichen und der alte Mann meinte, das würde bis an sein Lebensende so fortgehen — da war er eines Morgens in der Frühe aus dem Schlaf geweckt worden durch heftiges Klingeln und Pochen an der Hausthüre,

und als er erschrocken und vorsichtig öffnete, stand im grauen Morgenlicht eine dunkelgekleidete, blasse Dame vor ihm, zitternd und keines Wortes mächtig, auf den Arm einer Dienerin gestützt, welche hastig ausrief: „Geschwind, öffnet ein Zimmer für Eure Herrin, und schickt nach einem Doktor!“

Seitdem war des Kommens und Gehens kein Ende gewesen, und der Hausverwalter wunderte sich schon gar nicht mehr, als es am nächsten Morgen zur selben Zeit wieder an der Hausthür klingelte und er beim Oeffnen im Nebel abermals die Umrisse eines Wagens und einer aus demselben gestiegenen Dame erblickte, welche hastig fragte: „Wie geht es Frau von Tesselhof?“

Da kam auch schon Susi eilfertig herbei gelaufen, küßte der Gekommenen die Hände, weinte, lachte und dankte ihr, daß sie gekommen sei. Dann führte sie sie in einen Salon, zündete eine Lampe an, nahm ihr die Sachen ab und erging sich in Ausrufen der Dankbarkeit.

„O, wie wird meine Herrin getröstet sein, daß die gnädige Frau gekommen ist! Nun ist sie doch

nicht mehr so ganz allein und verlassen! Sie schläft noch — hat sie doch vorige Nacht kein Auge zugethan!“

„Vor allen Dingen, Kind, beruhige mich darüber, ob sie ernstlich krank ist?“

„Nein, nein — wir fürchteten es gestern — aber es war nur das Wundfieber.“

„Das Wundfieber!“ rief Frau von Kendar und starrte die Sprecherin an, „Kind, was war das? Was meinst Du?“

Susi's Herz war voll zum Zerspringen. Sie konnte all den Jammer allein nicht tragen, sie mußte sich Luft machen. Und so, nachdem sie die Thüre abgeschlossen hatte, bekam Frau von Kendar einen ausführlichen Bericht alles dessen, was Susi mit erlebt hatte. Wie die arme Herrin nicht mehr hatte tanzen können, wie sie todmüde und krank herauf gekommen war und die beiden Mädchen nach frischem Wasser geschickt hatte, um ihren Kopf zu kühlen, wie dann der Baron gekommen war, wie er sie hatte zwingen wollen herunter zu kommen und zu tanzen u. s. w. u. s. w.

Von Zeit zu Zeit ging der Kleinen der Athem

aus und ein Thränenstrom brach sich Bahn. Es konnte ihr nicht nachgesagt werden, daß sie absichtlich übertrieb, aber die ganze Scene war ihr so grauenhaft gewesen, daß ihr keine Bezeichnung stark genug erschien.

Frau von Kendar vernahm mit wachsendem Entsetzen den leidenschaftlichen Bericht. So etwas früh Morgens um fünf, nach einer durchreisten Nacht hören zu müssen, ist nicht hübsch und könnte auch einen Goliath nervös machen. Was Wunder also, daß die gutherzige Dame händeringend im Zimmer herumlief und schluchzend hervorstieß: „Arme, unglückliche Evelyn! Es ist Alles aus! Sie kann nie wieder zurückkehren!“

Nachdem Eufi ihr Herz ausgeschüttet hatte und weit mehr gesagt, als sie einst im Himmel verantworten konnte, eilte sie fort, um für die Bequemlichkeiten des Gastes zu sorgen. Da die Villa vollständig eingerichtet war, hatte die Instandsetzung eines Gastzimmers auch keine Schwierigkeiten gemacht, Esvorräthe aus der nahen Stadt waren schnell beschafft

gewesen, und so sah sich denn Frau von Kendar sehr bald in einem behaglich erwärmten Fremdenstübchen vor einer dampfenden Tasse heißen Kaffees, angesichts eines frischbezogenen Bettes.

Sie aber konnte unmöglich an Schlafen denken. So wie sie sich gestärkt und ihre Thränen endgültig getrocknet hatte, packte sie ihr Schreibzeug aus dem kleinen Koffer und begann einen langen Brief an ihren Mann zu schreiben.

Als sie endlich fertig war, seufzte sie tief auf. Es war mittlerweile Tag geworden, die Sonne schien hell ins Zimmer und Sufi erschien und sagte, ihre Herrin sei aufgestanden. Sie führte Frau von Kendar durch mehrere kalte, aber reich möblierte Zimmer in einen Salon mit dicken, weichen Teppichen und einem Kamin, in welchem ein Feuer flackerte. Mitten im Zimmer stand Evelyn, eine schmale, weiße Binde um die Stirn gelegt, das Gesicht schattenhaft blaß mit tiefen dunklen Ringen unter den Augen. Sie erwiderte Frau von Kendars Umarmung stumm, ohne eine Thräne zu vergießen, indessen Erstere völlig überwältigt war.

„O Liebling, ich weiß Alles! Du brauchst mir nichts zu sagen, es ist nicht nöthig.“

„Aber Du mußt mir sagen, ob Du in der Absicht kommst, mir zu helfen, oder — mich zu quälen.“

„Was meinst Du?“ rief Frau von Kendar.

„Ich kann niemals zu ihm zurückkehren, der sein Recht über mich so sehr mißbraucht hat.“

„Aber natürlich! Das versteht sich von selbst. Du kannst nicht nur nicht, Du darfst auch garnicht!“

„Es wird ein harter Kampf werden,“ murmelte Evelyn, „er wird mir viel kosten — alle meine Verwandten und meine bisherigen Freunde werden sich von mir abwenden.“

„Nein, nein, das werden sie nicht thun! Einen weiß ich wenigstens, der Dein Recht vertreten wird und das ist der Erbprinz.“

„Vielleicht. Er hat stets auf meiner Seite gestanden.“

„Aber was wirst Du nun thun, liebes Kind? Irgend etwas muß doch geschehen, ein Rathgeber berufen, ein Entschluß gefaßt werden. Hier in diesem verödeten Hause kannst Du doch nicht bleiben!“

„Es kommt sehr wenig darauf an, wo ich bleibe,“ versetzte Evelyn gleichgültig, „dieses Haus ist mein Eigenthum, es ist eingerichtet, es ist erfüllt von Andenken an meinen Vater.“

„Aber es ist sicherlich abscheulich ungesund, und Du wirst hier krank werden,“ jammerte Frau von Kendar, „es hat Jahre lang unbewohnt gestanden, die Luft ist dumpf und eifig.“

„Wir werden heizen. Mache Dir keine Sorge.“

Frau von Kendar war in viel zu großer Aufregung, um ruhig sitzen zu bleiben. Sie begriff Evelyns Resignation nicht, noch weniger die Ruhe, mit welcher dieselbe einen Brief von einem Tische nahm und, ihr die Adresse zeigend, sagte: „Ich habe an Tesselhof geschrieben. Ich mußte es thun, ich mußte ihm ins Gedächtniß rufen, daß er es selbst war, der mich aus dem Hause getrieben hat. Ich verstehe nicht viel von den Gesetzen, aber mein Gefühl sagt mir, daß er das Recht verwirkt hat, auf meine Rückkehr zu bestehen! Verlange nicht von mir, daß ich Dir Alles erzählen soll, was ohnehin

schon zum Klatsch der Domestikenstuben geworden sein wird.“

Damit wandte sie das Gespräch auf andere Dinge und bat Frau von Kendar, ihr beim Ordnen und Einrichten des Hauses behülflich zu sein.

Dies geschah. Frau von Kendar blieb drei Tage bei ihr — und von dem Vorgefallenen war fast nicht mehr die Rede. Es waren drei so geschäftige Tage, daß sie kaum Zeit dazu fanden. Evelyn war ernst, still, oft so müde, daß sie ihre Anordnungen nur vom Sopha aus geben konnte, aber sie schien in ihrem unerschütterlichen Entschluß Ruhe zu finden. Frau von Kendar gehörte nicht gerade zu den praktischen Hausfrauen, und hatte, noch ehe sie den Kochherd und die Speisekammer untersuchte, es für das Nothwendigste befunden, einen Flügel zu beschaffen. Das große Instrument wurde deshalb schon am zweiten Tage vor der Villa abgeladen und vom Vermiether im Salon aufgestellt. Evelyn ging fast ängstlich aus dem Zimmer — sie fand nicht den Muth, einige Akkorde probeweise zu greifen. ,

Von Tesselhof war noch keinerlei Antwort gekommen und Evelyn erwartete mit Herzklopfen die Abendpost. Etwa um sechs Uhr klangen Schritte auf dem Riez vor dem Hause, sie kamen schwer und wuchtig die Stufen hinan. Das mußte der Briefträger sein. Sie wartete ängstlich, aber die Klingel wurde nicht gezogen. Der Gekommene öffnete die Hausthür, kam über den Vorfaal und öffnete ohne Weiteres die Thüre zum Kaminzimmer, in welchem die junge Frau bleich und zitternd, beide Hände aufs Herz gedrückt, stand. Sie brauchte nicht mehr zu zweifeln, daß er es selbst sei. So tritt nur der Herr des Hauses ein.

Es war schon dunkel und die Lampe noch nicht angezündet worden, aber die Kohlen im Kamin verbreiteten gerade genügende Helligkeit, um Gestalten und Gegenstände kenntlich zu machen. Tesselhof schloß die Thüre und blieb dann unschlüssig stehen. Endlich, da sie langsam, langsam zurückwich, bis sie mit dem Rücken an der Wand lehnte, ihn immer starr und unverwandt anblickend, zog er sein Taschen-

tuch, wischte sich damit zwei, dreimal über die Stirn und athmete schwer.

„Evelyn!“ stieß er endlich mit Anstrengung hervor, „mache der Komödie ein Ende, komm her, umarme mich und laß Alles wieder gut sein!“

Keine Antwort. Sie rührte sich auch nicht und ihr schmales kleines Gesicht hob sich weiß, wie versteinert gegen die dunkle Tapete ab.

„Du warst ungehorsam und ich war heftig, Lina,“ begann Tesselhof von Neuem, sich stark räuspemd, „damit ist Alles gesagt. Nun wollen wir es vergessen.“

„Vergessen!“ wiederholte sie nur.

„Nun ja, natürlich. Was ein Mensch sagt, der ein Glas über den Durst getrunken hat und durch ein obstinates Weib in Wuth gerathen ist, darf man doch nicht auf die Goldwaage legen.“

Sie hatte jetzt den ersten, lähmenden Schrecken überwunden. Ohne ein Wort zu sagen, ging sie zum Tisch, zündete selbst die Lampe an und stellte sie in die Mitte, dann, die Hand auf die Tischplatte

gestemmt, blickte sie ihn starr und ruhig an und begann nach einer Pause:

„Ich weiß nicht mehr, wie Du es gethan hast, Theodor, und was Du mit mir angefangen hast, aber das weiß ich, daß ich, als Du fort warst, liegen blieb, ein gemißhandeltes, entehrtes, beschimpftes und in den Staub getretenes Weib — dem Mitleid oder Spott meiner Dienerinnen preisgegeben. Nun, sie waren mitleidig, sie vergaßen auch nicht, daß ich einst ihre Herrin gewesen war, ehe Du mich unter sie herabgestoßen hattest — aber glaubst Du, daß es leicht war ihre Barmherzigkeit anzunehmen, glaubst Du, daß ich jemals im Stande wäre, in dies Haus zurückzukehren? Niemals!“

Tesselfhof war ganz still geworden. Den Blick zu Boden gesenkt, wie ein überführter Verbrecher, stand er vor ihr und trocknete sich nur von Zeit zu Zeit die Stirn, auf welcher der Angstschweiß perlte.

„Und was kann Dir an mir liegen?“ fuhr sie nach einer Pause fort, „Theodor Tesselfhof nimmt die Frau, die er Angesichts der Dienerschaft ihrer Ehrenstellung beraubt hat und die heimlich sein Haus

verlassen hat, nie wieder auf, — auch wenn sie wollte, und sie will nicht — sie kann nicht!”

Die letzten Worte klangen fast flehend. Sie erhob beide Hände, als wolle sie ihn beschwören, zu gehen und sie allein zu lassen.

„Lina,“ begann er endlich wieder in gepreßtem Ton, „Du hast Recht. Ich war wie ein unvernünftiges Thier gegen Dich, und ich will jetzt nichts davon sagen, daß Du mich gereizt hattest! Jetzt sage ich Dir nur noch Eins . . . sei gut und vergieb mir. Wenn Du nach Fürstenrode nicht zurück magst, so will ich es verkaufen und wir ziehen fort, irgendwohin, wo Du gerne bist und wo die Leute noch nichts vom ganzen Skandal wissen. Ist Dir's so recht, Lina?“

Sie fühlte eine Rührung, welche ihr die Thränen in die Augen trieb, und momentan jedes andere Gefühl in den Hintergrund drängte. Dieser Vorschlag, von Tesselhof gemacht, sagte viel. Er sollte sich von Fürstenrode trennen, um ihretwillen? Von dem Besitz, an dem sein ganzes Herz hing, von seiner praktischen Thätigkeit, in welcher er soviel

Befriedigung fand und so große Erfolge erzielte? Das war viel! darin lag mehr Liebe, als sie je bei ihm vermuthet hatte . . . aber auch mehr, als sie sich würdig fühlte anzunehmen!

Und dazu erklangen in diesem Augenblicke aus dem Nebenzimmer die gedämpften Klänge des Klaviers. Frau von Rendar, die von Tesselhofs Ankunft nichts wußte, probirte das neue Instrument . . . die süßen, lockenden Melodien eines alten, sicilianischen Liedes, welches Evelyn nur zu gut kannte, gaben plötzlich all ihren Gedanken eine andere Wendung. Eine jähe Angst kam über sie, die Martertage, denen sie kaum entronnen, die qualvollen Wochen voll peiniger, unklarer Sehnsucht, die ihnen vorausgegangen, traten wieder in ihrer ganzen, überwältigenden Schaurigkeit vor ihre Seele.

„O lasse mich, Theodor, lasse mich!“ rief sie leidenschaftlich flehend und faltete die Hände, „das Reden nützt zu nichts! Ich kann nie wieder zu Dir zurückkehren, nie wieder Vertrauen zu Dir fassen. Das ist Alles vorbei, für immer! So erweise mir

jetzt die Wohlthat und laß mich allein. Ich kann
Dein Weib nicht länger sein!"

Eine Minute später fiel die Hausthür schwer
auf Schloß. Theodor Tesselhof war gegangen.

Zwölftes Kapitel.

Was auf jener stillen Haide zwischen der Dornburg und Fürstenrode an jenem grauen, kalten Novembormorgen vorgefallen war, das blieb fürs Erste der Welt noch verborgen . . . in späteren Jahren, als die bösen Zungen der Gesellschaft eifertig Stoff suchten, um die Lücken des nun „sonnenklaren“ Romans, der sich abgespielt haben mußte, zu ergänzen, da erzählte man sich auch von einem Duell, in welchem Baron Tesselhof dem unfehlbaren Kugelschützen Lorenz Thurna gegenüber stand, was, wie Alle meinten, die ihn kannten, gleichbedeutend mit Tod sei. Und der gefürchtete Mann hatte seinen Gegner drei mal hinter einander — gefehlt! . . . während Baron Theodor, sonst kein Meister mit der

Schußwaffe, das Blut seines vis-à-vis aus zwei Wunden fließen sah!

War die Sache wirklich so gewesen — — wir wissen es nicht, gewiß ist nur, daß Graf Lorenz noch zur selben Stunde, ohne auf die Dornburg zurückzukehren, ohne von der Flucht der jungen Baronin etwas erfahren zu haben, die Gegend verließ . . . er mußte sein Versprechen halten.

Eine Verwundung war für ihn, in dessen stahlfesten Körper der Löwe seine Krallen eingeschlagen, dem scharfes Gestein, Dornen und Strauchwerk mehr denn einmal bei gefährlichem Sturz das Fleisch zerrissen, eine Sache über die man nicht sentimental wird, die man, sowie nur das Blut gestillt ist, keiner Beachtung würdigt.

Und so lag er, lang ausgestreckt auf den weichen Sammetfauteuils des Coupés, rauchte seine Cigarre, laß die Revue, und das schnaubende Dampfroß trug ihn mit jeder Stunde weiter und weiter, den Ufern der Seine zu.

Auf den Stationen erschien wohl Josephs besorgtes Gesicht im Fenster, und der treue Burtsche

erkundigte sich, ob der Verband noch halte und ob sein Herr eine Erfrischung wünsche.

Joseph war herzlich froh, daß es nun wieder nach Paris ging. Er hatte schon gefürchtet, jene zaubervolle Frau werde seinen Herrn doch am Ende für immer in Deutschland festhalten und ihn gar bewegen, ganz und gar auf jenem alten Raubschloß, der Dornburg, wohnen zu bleiben.

In Paris angekommen, erfuhr Joseph aber alsbald, daß sein Herr beabsichtige, sowie er völlig hergestellt sei, eine große Reise anzutreten — nach Konstantinopel oder Damaskus, er wisse selbst noch nicht, wohin. Joseph war dergleichen schnelle Entschlüsse schon gewohnt. Er besorgte das Nöthige, packte die Koffer und suchte die Waffen hervor, die sein Herr am liebsten auf Reisen mitnahm. Sie reisten zuerst nach Pesth. Das ist eine lebenslustige Stadt und Graf Lorenz hatte hier viele Freunde. Er war früher oft monatelang hier gewesen. Sie nannten ihn den Salonzigeuner und verwöhnten und verhätschelten ihn. Joseph kannte das bunte Leben aus Erfahrung, er wußte ganz genau wieviel

Theaterbillets, Bouquets, Eau de Cologne und Champagner das kosten werde, und ging gleich am ersten Morgen aus, um einige Duzend frische Glacehandschuhe zu kaufen und die feinen Lackstiefel, die hier so unübertrefflich gearbeitet werden. Noch am selben Abend war Graf Lorenz in einer großen Soirée beim Grafen Wardenyi. Er wurde mit einem Jubel begrüßt, als wenn er eines Jeden theuerster Freund wäre. Man ist hier natürlicher als in Paris. Die Herren umarmten ihn stürmisch, die schönsten Frauen nahmen seine Hand gleich in ihre beiden Händchen und sahen ihn mit diesen bezaubernden Augen vorwurfsvoll, schalkhaft und zärtlich an. „So lange fortgewesen!“ schmolten sie. Er mußte seine Violine bringen lassen, er mußte spielen — und er spielte einen Csardas, daß den Zuhörern das Herz hoch aufschlug und die Zuhörerinnen das Quecksilber durch ihre Adern rinnen fühlten und aufsprangen und mit den Füßchen Takt schlugen — und zuletzt war der Saal ein einziger toller Wirbel, den er beherrschte. Dann aber wurde Champagner gebracht und man war sehr lustig! „Auf morgen!“ riefen

ihm Alle zu, als man sich trennte — und vier, fünf Einladungen zu Jagden hatte er in der Tasche — dabei eine zu einer Bärenjagd in den Karpathen. Als Joseph dies las, putzte er das Gewehr und setzte es in Stand. Wenn das so fortgeht, kommen wir nicht vor dem Frühling hier fort, dachte er, aber mir kann's Recht sein. Ich wünschte nur, er schliefe besser!“

Dieser Seufzer, war dem guten Joseph schon oft entfahren, wenn er sich aus seinem eigenen, ferngesunden Schlaf aufrüttelte, um an seines Herren Thüre zu lauschen, und dann hören mußte wie derselbe sich ruhelos hin und herwarf, oder den Lichtschein sehen, bei welchem der Graf, des zwecklosen Wachens überdrüssig, in einem Buche las.

„Auf morgen!“ — hatten sie gerufen. Als aber der Morgen kam und Joseph die Glacehandschuhe überzählte und das feinste Parfum über das Taschentuch sprengte, unterbrach ihn sein Herr bei der Beschäftigung mit dem Befehl: „Pack die Koffer ein und besorge Billets auf dem Dampfschiff. Wir reisen weiter nach Konstantinopel.“

„Zu Befehl!“ sagte Joseph, in seiner Eigenschaft als Kammerdiener, dann aber erlaubte er sich, in seiner Eigenschaft als vertrauter Freund die Frage: „aber weshalb denn? Es kann doch nirgends schöner sein als hier . . . und was wird die schöne Comtesse Glonka sagen?“

Aber Graf Lorenz war in keiner gnädigen Stimmung und überhörte diese Frage. Sie reisten nun nach Konstantinopel — dort hielt er es ziemlich lange aus, aber es war eben nur ein Aushalten! Der Hochgenuß, den ihm sonst eine Bootfahrt an den Ufern des schwarzen Meeres hin gewährte, schien vorüber. Joseph hatte seinen geliebten Herrn noch nie so gründlich unliebenswürdig gefunden. Jeden Vorschlag verwarf er, jedem Bekannten ging er aus dem Wege — heute wollte er fort, morgen wollte er bleiben. Endlich, als der Winter schon halb verstrichen war, faßte er einen unvermutheten Entschluß, und sie reisten nach Griechenland. Es war eine ziemlich mühevollen Reise zu Land, mit allen Abenteuern gewürzt, welche eine solche Reise

romantisch machen können. Sie wurden einmal beinahe ermordet und zweimal beinahe ausgeplündert — aber auch dies vermochte den gnädigen Herren nicht heiterer zu stimmen und Joseph war in Verzweiflung. In Athen blieben sie einige Tage, und dann fuhren sie zu Schiff ab — nach Alexandrien. Es war, als wollte Graf Lorenz weder sich noch seinem Diener das Endziel seiner Reise eingestehen.

So kamen sie in Kairo an, und Joseph ward mit dem Gepäck ins Hotel geschickt — Graf Thurna aber durchwanderte die malerischen Straßen und das war zum ersten Mal kein zielloses Umherschlendern. Er suchte ein Haus und er fand es. Dies Haus stand frei, von Gärten umgeben, in denen wunderbare Blumen in großer Pracht blühten und Palmen, Cedern und Myrtenbäume an rieselnden Wassergräben wuchsen. Durch eine offene Säulenhalle trat man in einen steinernen Hof, in dessen Mitte ein Springbrunnen rauschte. Eine farbenreiche Mosaik umgab ihn wie ein Teppich. In noch weiterem Umkreise standen Palmen, welche das grelle Sonnenlicht dämpften. Es war Alles unverändert — von der

bunten Glasmalerei der Fenster, bis zu dem Plätschern und Murmeln der geschäftigen Quelle.

Graf Lorenz setzte sich auf den Rand des Springbrunnens und bedeckte die Augen mit der Hand. Heiße Thränen fielen zwischen seinen Fingern herab. „Ich Thor!“ — murmelte er — „ich doppelter Thor . .! Ist es nicht als lachten sie mich Alle aus, diese Zeugen jener erbärmlichen Stunde, als ich zurückwies, wofür ich jetzt mein halbes Leben hingeben würde?“

Er blieb in Kairo. Die schöne Villa war vom April an, wo die sie jetzt bewohnenden Engländer abreisten, wieder zu vermietthen und er miethete sie. Er vertrug jedes Klima zu jeder Jahreszeit und machte sich herzlich wenig daraus, den Sommer unter den wohlgezielten Pfeilschüssen des Sonnengottes zu verbringen.

Joseph aber beobachtete seinen Herrn mit wachsender Unruhe . . . jemehr das Jahr vorrückte desto weniger zeigte sich eine Besserung seiner Laune. Er verkehrte mit Niemand, las und schrieb viel und wanderte Nachts mit seiner Violine im Garten auf

und nieder, anstatt zu schlafen. Der gute Joseph hatte alle seine Hoffnung auf die Krokodile im Nil gesetzt — aber auch diese erwies sich als trügerisch. Die braungrünen Ungeheuer konnten nach Belieben ihre schuppigen Leiber im Uferschlamm wälzen — Graf Lorenz rührte keine Flinte an, um sie in ihrem Vergnügen zu stören. Statt dessen verkündigte er Joseph eines Tages daß er mit Beginn des Herbstes eine Reise ins gelobte Land antreten werde . . . ja, weshalb nicht schon morgen?

„Was wird nun nächstens kommen?“ dachte Joseph händeringend — „das gelobte Land ist eine schöne Sache — aber wenn mein Herr dorthin reisen will, so bedeutet das, daß er selber nicht mehr weiß, was er will!“

. Das schien allerdings der Fall zu sein, denn schon am nächsten Tage änderte er seinen Entschluß und sprach von einer Einladung des Sultans von Marokko.

Das Haus wurde aufgegeben, die Reise antreten. Es war, als sei eine wilde Ungeduld, den Druck abzuschütteln über ihn gekommen. Wie das

getroffene Thier mit dem Pfeil in der Seite, in kopfloser Flucht dem Schmerz zu entrinnen strebt, so glaubte und hoffte auch er, das tiefe Unbehagen, zurücklassen zu können. Aber so sehr er sich sträubte, so zornig er an der Fessel rüttelte, er konnte das gewohnte Gleichgewicht nicht wiederfinden.

Von Marokko fuhr er nach Palermo hinüber. Hier blühten die Rosen und dufteten die Veilchen, während drüben in Deutschland wohl Eis und Schnee die Erde bedeckte. Weit über ein Jahr war verfloßen, seitdem er die Dornburg zuletzt im herbstlichen Baumschmuck gesehen hatte — ihm erschien es wie ein Menschenalter. Was sollte er nun thun? Nach Paris zurückkehren und es wiedermal mit dem Weltleben probiren? Joseph beschwor ihn auf den Knien, es zu thun, und um den armen Burschen zu beruhigen, gab er mit einem schwachen Lächeln nach.

Der Februar hatte die Wiesen mit buntem Blumenflor bedeckt, als er von Rom nach Genua fuhr, und im Coupé nebenan die ersten deutschen Worte wieder hörte . . . er hätte nie gedacht, daß diese barbarische Sprache jemals sein Herz könne

höher schlagen lassen — aber es war so! — die Stimmen, welche er jedesmal wenn der Zug anhielt deutlich heraushörte, weckten Gedankenverbindungen, die ihn in Aufregung versetzten. Er konnte auch einzelne Ausrufe unterscheiden. „Es“ war „himmlisch,“ gewesen. Welche junge Dame, dachte er mit resignirtem Lächeln, kann in Rom gewesen sein, ohne es himmlisch zu finden. Sie sagen das alle mit demselben Tonfall. Ich will nicht mehr darüber nachdenken.

Trotzdem stieg er auf der nächsten Station aus und ging an dem Fenster vorüber. Er hörte einen kleinen Schrei, — seinen Namen — und aus dem Fenster blickten Frau von Kendar und Käthchen.

„Aber mein Himmel, sind Sie es lebhaftig, Graf Thurna — oder ist es nur Banco's Geist? Kommen Sie herein, kommen Sie herein! Haben die Kannibalen Sie noch nicht aufgefressen? Wo in aller Welt haben Sie diese Ewigkeit gesteckt?“

Er öffnete und sprang hinein. Die beiden Damen waren allein, nur umgeben von einer genialen Unordnung. Operngläser, Bouquets, Placids, Bädeters

und Reisetaschen lagen wild durcheinander. Frau von Kendar faßte ihn an beiden Händen, drückte dieselben warm und nannte ihn einen Abtrünnigen und einen Treulosen. Dann überschüttete sie ihn mit Fragen. Wo er gewesen? Was er gethan? Ob er viele Löwen geschossen habe? Ob er Türke geworden sei? Ob er die Nilquellen entdeckt habe? Ob er krank gewesen sei? Wohin er nun reise? Ohne seine Antworten abzuwarten erzählte sie ihm dann, daß sie mit Käthchen eine Zickzackreise durch Italien gemacht habe. Das sei von jeher ihr Lieblingswunsch gewesen und der Papa habe es selbst gewünscht. Käthchen solle sich erholen, Käthchen sei garnicht so recht wohl und munter gewesen.

„Mama!“ rief Käthchen aufgebracht.

„Sei nur still, mein Herz! Alle Deine Bekannten sagten, Du seist blaß. Aber das ist nun vorbei. Italien ist doch ein wundervolles Land! Wir haben in Rom geschwelgt — geschwelgt, sage ich Ihnen. Hören Sie, das geht über alle Begriffe! Und nun gar Neapel! An den Seen waren wir schon, auch in Florenz — aber das Kind läßt mir

keine Ruhe, sie will Venedig sehen. Natürlich bei Mondschein, wissen Sie . . . aber Genua muß man doch auch kennen — vergangene Pracht, wissen Sie, aber das ist doch auch interessant. Und Sie wollen nach Paris? Sehen Sie, dorthin möchte ich auch noch einmal . . . aber da käme ich meinem Mann gut an! Das Quaken seiner Frösche in dem Teich klingt ihm herrlicher als die Glocken von Notre Dame. Aber erbarmen Sie sich, lieber Graf . . . wie schlecht Sie aussehen! Sind Sie ganz gewiß nicht krank?"

„Nicht im Geringsten, nur etwas verbrannt durch die afrikanische Sonne.“

„Und wahrscheinlich sehr angegriffen durch ein Leben in Saus und Braus.“

„Ich? — Gütiger Himmel! — Denken Sie, daß ich von einer Löwenjagd auf die andere gallopirt bin und von einem Diner zum Andern?"

„Ja, ja, das denke ich!“

„Ich hatte an jenen drei Festtagen in Fürstenrode genug auf lange!“

„Erbarmen Sie sich, das war eine schauerliche

Affaire. Reden Sie nicht davon. Es dreht mir das Herz um."

"Schauerlich? Ich sollte meinen es wäre sehr heiter gewesen."

"Ach, dann wissen Sie noch nichts. Theodor Tesselhof hat sich sehr schlecht benommen — sehr schlecht muß ich sagen. Aber ich rede nicht gern davon! — Genug, Evelyn lebt seitdem auf ihrer Villa am Rhein."

Graf Thurna faßte nach der Lehne des Sessels.

"Getrennt von ihrem Mann?" frug er.

"Geschieden von ihrem Mann!"

Er stand langsam auf, trat, ein wenig schwankend aus Fenster, ließ es herab und blickte hinaus. Der schwarze Athem der pustenden Locomotive blies ihm ins Gesicht, aber ihm war zu Muth, als ströme ihm neue Lebensluft in die Lungen.

"Sie sehen schon aus wie ein Beduine, wollen Sie auch noch aussehen wie ein Mohr?" frug Rätchen lachend.

"Pardon," sagte er, das Fenster schließend, "beim Alleinreisen wird man roh und rücksichtslos

und offen gesagt interessirt mich auch das Schicksal der Frau von Tesselhof eben mehr, als die Landschaft da draußen.“

„Nun das hoffe ich!“ sagte Frau von Rendar heiter, „setzen Sie sich nur und hören Sie zu, so erzähle ich Ihnen doch noch Alles. Ich bin froh, daß es so gekommen ist, obgleich mir Tesselhof schließlich doch auch ein wenig leid that. Er war ganz zerschmettert, aber er hat es reichlich verdient. Der Hof war auf Evelyns Seite, aber die Herzogin hätte den Handel doch gerne ausgeglichen, um den Rumor zu vermeiden. Aber da hatte sie den Erbprinzen gegen sich. Er hat Evelyn bis zum Letzten zur Seite gestanden. Die Sache hatte übrigens nur geringe Schwierigkeiten — Tesselhof war so entschieden im Unrecht und gab bald nach. Angesichts der Dienstleute seine Frau so zu behandeln . . . erbarmen Sie sich, das war empörend! — Seit acht Wochen weiß ich übrigens nichts von Evelyn. Ihre Briefe an mich sind wahrscheinlich verloren gegangen und auf Reisen kommt man immer nicht zum

Schreiben! Sie lebt in Rheineck, musizirt viel, liest viel und verkehrt mit Niemand. Armes Herz, sie hat ein schweres Jahr hinter sich. Als ich sie zuletzt sah, war es grade vor dem letzten gerichtlichen Akt. Sie sah sehr melancholisch aus.“

Dreizehntes Kapitel.

Am Gitterthor der Villa Rheineck hielt ein Wagen und die Kastanienallee hinauf ging ein Mann mit ungeduldigen Schritten — sprang die breite Freitreppe hinauf — legte die Hand auf den blinkenden Knäuf der Klingel, zog sie zurück und preßte sie gegen die Brust, als wolle er da drinnen Etwas vor dem Herspringen hindern. Vielleicht war dies Etwas sein Herz.

Seit drei Tagen stand er im Geist schon auf dieser Schwelle, ungeduldig erwartend, daß der Körper nach kommen möge. Er hatte auch schon hundertmal im Geist die Thüre aufgerissen und war hereingestürzt, und hatte sich der geliebten Frau zu Füßen geworfen und ausgerufen: nun endlich — endlich! —

Ob wachend, ob schlafend — das hatte er geträumt und mit der Vision dieses Wiedersehens vor sich, war er ohne Aufenthalt hierher gereist . . . und nun war der Augenblick gekommen, da er es in Wirklichkeit erleben sollte, was er sich hundertmal ausgemalt! — Ein Jahr lang hatte sie neben ihm gestanden, so, wie er sie an jenem letzten Abend gesehen hatte, als ihre Thränen auf seine Schulter fielen und ihre verzagte Stimme ihn um Rettung anflehte . . . so hatte sie ihn begleitet, durch ferne Länder, eine Erinnerung, unzertrennlich von duftenden Blumen, sprühenden Diamanten und feenhaftem Spitzengewebe, von fast überirdischer Schönheit und rührender Armuth

Seine Hand suchte wieder den Messingknopf und berührte ihn. Ein schwacher Ton antwortete ihm — dann stand er wartend und blickte in den Glanz des Februartages hinaus — dann klingelte er von Neuem. Wieder gab die Glocke nur gedämpften Schall, aber fast gleichzeitig drehte sich der Schlüssel, die Thür ward vorsichtig aufgemacht — nur eine Spalte.

„Herr Doktor?“ lispelte eine klägliche Stimme.

Thurna stieß die Thüre ungeduldig auf — vor ihm stand Susi . . . er erinnerte sich des schwarzhaarigen, rothwangigen kleinen Dämchens wohl, aber er hätte sie fast nicht wieder erkannt. Ihre rothen Wangen waren schmal geworden, die Lider ihrer munteren Augen geschwollen vom Weinen. Sie starrte den gekommenen sprachlos an. Dieser fühlte eine sonderbare Beklemmung. „Kennen Sie mich wieder, Fräulein Susi?“ — fragte er „und wollen Sie mich bei Ihrer Herrin anmelden? Sie erwartet mich.“

„Sie erwarten? Ach, du lieber Himmel das thut sie nicht.“

„Aber ich hatte ihr geschrieben — aus Genua.“

„Ein Brief aus Genua kam gestern an, er liegt im Salon . . . aber was denken denn der Herr Graf, daß meine gnädige Frau Briefe lesen darf?“

„Ist sie krank?“ rief er mit Entsetzen.

„Sie ist sterbenskrank gewesen, wochenlang, wochenlang“ — Susi verbarg das Gesicht in den Händen und schluchzte — „ach es war ja zu ent-

sechlich! Es kam, nachdem Alles vorüber war — Sie wissen schon . . . da, wie sie wieder her kam, fiel sie eines Tages um und hat von da ab drei Wochen lang keinen Menschen gekannt. Cerebral — Typhus sagt der Doktor, ach, ich hab das schreckliche Wort so oft hören müssen, daß ich es wohl kenne! Ich bin fast gestorben vor Angst in der Zeit.“

„Kind, Kind . . . quälen Sie mich nicht! Wie steht es jetzt.“

„Sie ist gerettet ja, der Doktor ist recht zufrieden.“

„Gott sei Dank!“ murmelte er, wahrlich, in solchen Augenblicken wird selbst ein Lorenz Thurna ein dankbarer Gläubiger!

Susi öffnete ihm die Thür zum Salon und führte ihn hinein, dabei flüsterte sie unaufhörlich:

„Wir waren ganz allein, als sie krank wurde. Was sollte ich thun? Die Köchin lief nach dem Doktor, der kam und sagte, ich solle sogleich an ihre Verwandten schreiben. Er mußte eben garnicht, wie die Dinge standen! An die Verwandten

schreiben das war leicht gesagt . . . ich mußte auf der Welt Niemand, dem ich hätte schreiben können. Der Frau Herzogin? Das verstand ich nicht, das hätte ich mir nie getraut und das hätte sich auch nicht geschickt! Ich schrieb an die Frau von Rendar aber ich bekam keine Antwort. Der Doktor verschaffte eine Schwester aus Kaiserswerth und die sollte pflegen, und dann kam noch Eine und der Doktor ist ein guter, alter Mann und so ging es eben.“

Er ging im Zimmer auf und nieder, schlug von Zeit zu Zeit ein Buch auf, blieb vor dem Pianoforte oder im Fenster stehen. Susi fragte ihn schüchtern, ob sie ihm ein Frühstück serviren dürfe.

„Danke, nein. Ist es möglich, daß ich die Kranke sehen kann, ohne daß sie mich sieht?“

„Ach Herr Graf!“ rief Susi erschrocken.

„Nun, ist es möglich?“

„O ja, sehr möglich . . . aber — aber . . . es ist sehr traurig.“

Er achtete nicht auf diese Worte. Fortgehen, ohne heute noch einen Blick auf ihr Gesicht geworfen

zu haben, war unmöglich. Susi schlüpfte aus dem Zimmer, kam aber nach sehr kurzer Zeit wieder, winkte ihm und ging geräuschlos voran. Er folgte eben so leise. Sie brachte ihn in ein hohes, wohl-durchlüftetes Schlafzimmer, mit weichen Teppichen und halbverhüllten Fenstern. Viele Schirme und Vorhänge verhinderten ihn erst am Ueberblick, dann aber schob Susi eine Gardine bei Seite und legte mit einem bittenden Blick den Finger auf die Lippen. Und so sah er Evelyn wieder . . . und alle Seelenstärke, die er besaß, war nöthig, um den Schrei der Verzweiflung zurückzudrängen, der in ihm auffuhr.

Dort in den Kissen lag ein hohläugiges Skelett. Das lange Fieber hatte den zarten Körper fast aufgezehrt, das kleine Gesicht gleich einer wächsernen Todtenmaske, blutlos, geisterhaft, mit verzerrten Zügen

Wie Einer, der ein Gespenst gesehen, floh er aus dem Hause und draußen lachte er wild und zornig auf und schüttelte die geballte Faust. Ihm war zu Muth, als habe ihn ein Dämon gefoppt.

War er nun kurirt? Er glaubte es selbst

beinah. Er fühlte in sich, nach der großen Er-
schütterung, eine große Leere. Hier hört eben Alles
auf — Leidenschaft, Sehnsucht, Narrheit. Es bleibt
nur ein wenig Mitleid und viel Spott gegen sich selbst.

Er zweifelte nicht daran, daß er heute oder
morgen den Tod des armen Geschöpfes vernehmen
würde . . . er war noch nie in einer Kranken-
stube gewesen, er hatte nicht die geringste Erfahrung
in diesem Fach und ein solcher Anblick machte ihn
herzkrank. Es war schauderhaft, es war polizei-
widrig, daß Susi ihn dahin geführt hatte! Oh,
daß er eine Woche später gekommen wäre, um
ihr Grab mit römischen Rosen bestreuend, sich der
wehmüthigen Illusion hingeben zu können, daß unter
diesem schwarzen Hügel ein schlafender Engel liege!

Am nächsten Tage wollte er abreisen . . . doch
nein, nicht eher, als bis er gehört hatte, daß Alles
vorüber sei . . . es konnte ja nicht mehr lange
dauern! Statt dessen brachte Joseph, den er
hinschickte, die Nachricht: Fräulein Susi lasse schön
danken und die Nacht wäre gut gewesen. Der Doktor
sei zufrieden. „Der Narr“ — murmelte Thurna .

Drei Tage lang blieb er so im Gasthof. Weshalb reiste er denn nicht ab? — Ob er die Todesnachricht hier oder in Paris erhielt, blieb sich doch gleich? Drei Tage lang hatte Joseph immer dieselbe Nachricht gebracht, und Thurna war dadurch zu dem Schluß gekommen, dieser Doktor müsse ein — Esel sein. Aber was konnte hier überhaupt noch ein Doktor helfen? Gar nichts. Dennoch thelegraphirte er noch in derselben Stunde, da ihm obiger erleuchtete Gedanke gekommen war, an einen der ersten Aerzte nach Paris und dann trieb ihn etwas, das stärker war als Grauen und Enttäuschung wieder nach der Villa Rheineck und er stand lange, lange neben der Kranken, welche fest schlief, und ging dann mit einem schweren Seufzer fort. Im Salon traf er den alten Doktor, welcher ihn verwundert ansah.

„Und Sie haben wirklich noch Hoffnung?“ frug er ironisch.

„Hoffnung? Wir sind längst über dem Berge. Jetzt gilt es nur die Kräfte heben.“ —

„Wenn eine Genesende so aussieht, dann zeigen Sie mir eine Sterbende!“

„Ah, ah,“ lächelte der Doktor, „Sie urtheilen nach dem Aussehen?“

„Und welche Existenz wäre das, wenn dies die Gesundheit ist, der Sie sie zurückführen?“

„Ich weiß nicht, ob die Baronin jemals wieder die Jugendschönheit, die einstige Frische und Gesundheit zurück erhält — solche Krankheiten hinterlassen oft eine große Schwäche; aber sie kann mit Vorsicht und Sorgfalt behandelt, so leidlich hergestellt werden . . . aber es ist alles zart an ihr und die Lungen“ . . .

„Allons!“ dachte Graf Thurna „jetzt reisen wir nach Paris . . . was nützt es, hier zu sein?“

Die sehr logische Folge dieses Entschlusses war, daß er Eusi bat, ihm ein Gastzimmer in der Villa zu überlassen.

Er konnte nicht fort. Wenn sie starb, so wollte er wenigstens dabei sein . . . und sollte er noch vier Wochen in diesem unbehaglichen Zustande verbringen.

Am nächsten Tage saß er fast zwei Stunden

neben ihr, unruhig, sich selbst zürnend, und doch nicht im Stande fortzugehen. Die Diakonissin rang im Hintergrund die Hände. Die Kranke wird erwachen und vor Schreck einen Rückfall haben! — Die Kranke erwachte, aber sie erschrak garnicht, — sie war viel zu schwach hierzu. Sie sah ihn nur forschend an, mit diesen matten, erloschenen Augen und dann sagte sie mit sterbensschwacher Stimme: „Er denkt an mich. Sonst könnte ich ihn nicht so deutlich vor mir sehn.“

„Armes Kind! Ich bin es wirklich!“ versetzte er sanft.

„Ja, ja, ich weiß nun, daß ich bald sterben werde . . . oh, so deutlich sah ich ihn noch nie — noch nie!“

Er stand auf und verließ das Zimmer.

„Sie weiß es selbst, daß sie sterben wird,“ wiederholte er sich . . . „ich hatte Recht, ich hatte Recht, und dieser Doktor ist ein Charlatan!“

Von Stunde zu Stunde sah er der Ankunft des Pariser Arztes mit größerer Ungeduld entgegen endlich kam er, Mr. Bernot, ein kleiner,

feiner Herr, mit einem intelligenten Gesicht. Er ließ sich Alles erzählen, dann ging er zur Kranken. Die Diakonissin und Susi, auf sein Kommen vorbereitet, ließen ihn herein, der alte Doktor empfing ihn mit gutmüthigem Augenblinzeln.

Nach einer halben Stunde kam er wieder und Graf Thurna, welcher in kaum verhaltener Aufregung im Salon auf und nieder ging, kam ihm rasch entgegen.

„Nun?“ frug er.

„Eh bien, der Doktor Müller hat Ihnen nicht zu viel oder zu wenig gesagt. Die Kranke ist außerordentlich schwach, aber entschieden auf dem Wege normaler Besserung. Lassen Sie sich durch das Aussehen nicht irre leiten.“

Graf Lorenz athmete auf wie ein Knabe, der nicht weiß, soll er lachen oder schluchzen.

„Ob sie allerdings nicht — denn sie ist überzart — ihr Lebenlang kränklich bleibt, ob nicht ihre Gesundheit gebrochen, ihre Schönheit vernichtet ist . . . das muß die Folge lehren.“ —

„O, ganz gleich, ganz gleich . . . nur daß sie mir erhalten bleibt!“

Doktor Bernot wandte sich ab; denn in seine Augen stiegen Thränen.

Sie waren Freunde, wenigstens was man so zu nennen pflegt. Sie hatten manche Havanah miteinander im Café geraucht und manche Stunde miteinander verplaudert. Lorenz Thurna hatte im Arzte den intelligenten Denker, Bernot im Grafen den geistvollen Gesellschafter bewundert — eben waren sie beide zu Menschen geworden. Der Händedruck, mit welchem sie schieden, nachdem Thurna eine Menge Verhaltungsmaßregeln erhalten hatte, war noch nie zwischen ihnen gewechselt worden.

Auß dem unruhigen, unentschlossenen Zuschauer aber, den Eufi immer mit stillem Mitleid betrachtet hatte, der stundenlang oben im kalten Museum auf und nieder gegangen war, ein bleicher, wortfarger Mann, war plötzlich ein Despot geworden . . . der Herr des Hauses.

Und man mußte zugeben, die Herrscherrolle stand ihm superb, er verstand so zu befehlen, daß

kein Widerspruch möglich war. Sogar der Doktor fügte sich ihm, denn es war ganz sichtlich, daß unter dem Einfluß seiner Nähe sich die Kräfte der Genesenden täglich hoben. Sie war ja noch immer zu schwach, um sich zu wundern oder zu erregen, und so wuchs sie in das Bewußtsein seiner Gegenwart hinein, wie das Kind in der Wiege den Eltern entgegenlächelt, ohne zu wissen seit wann und weshalb sie da sind.

War es nur eine Täuschung oder gewann das jammervolle kleine Antlitz wirklich allmählig wieder Lebensfarbe und milderten sich die eckigen Umrisse. Wenn es nöthig gewesen wäre, er hätte selbst in der Küche gestanden, um die Kraftbrühen, die Schinkencreme, die Eierspeisen zu bereiten, mit denen sie gekräftigt wurde. Was aber Madeira, Porter, Austern und Beefsteakes nicht vermochten, das rief unfehlbar sein Eintritt hervor — den strahlenden Blick voll zufriedener Ruhe.

Als der Februar sich seinem Ende zuneigte, konnte sie schon täglich viele Stunden auf dem Sopha liegen, ja sie konnte es vertragen, wenn er ihr

vorlas, bis sie über dem Gemurmel einschlief. Dann begann sie schwache Gehversuche zu machen, strauchelnd und schwankend, wie ein kleines Kind und auch ziemlich mit der Freude eines Kindes an ihren Erfolgen.

„Andere Luft, andere Umgebung, ein anderes Klima würden wesentlich zur Belebung der Nerven und Erfrischung des Geistes beitragen, — sagte der alte Doktor „aber ich kann nicht ergründen wer und wo alle Verwandten der Dame sind.“

Und er warf einen zweifelhaften Blick auf den Grafen, welcher, ohne den Wink zu beachten nachdenklich vor sich hinsah.

„Luftveränderung, ja natürlich, aber würde ihr die Reise nicht schaden?“

„Es kommt drauf an, wie sie reist und wohin sie reist,“ versetzte der Doktor, „aber“ —

Graf Lorenz hörte nicht auf, dies „aber“. Er stand auf und schlug einen großen Atlas auf, suchte eine Zeitlang und zeigte dann auf eine Karte von Italien.

„Hier!“ sagte er, seinen Finger auf einen Punkt legend.

Doktor Müller setzte seine Brille auf, stemmte die Hände auf die Kniee und unterwarf die Stelle einer prüfenden Besichtigung.

„Hm, hm die Lage ist schön, nichts dagegen zu sagen . . . Berge im Norden, Osten, Süden im Westen das Meer . . . hm!“ —

„Ein Kurort, in welchem ich augenblicklich eine Villa haben kann . . . ich würde dann meinen Diener vorausschicken und mit der Baronin in etwa 14 Tagen nachkommen. Wie?“ Der Doktor hustete.

„Das dürfte wohl kaum möglich sein.“

„Weshalb nicht? rief Thurna rasch — „sagen wir also in drei Wochen! Wie?“

Der Doktor ging bis zur Thüre und öffnete dieselbe, er hustete noch mehr.

„Ich — ich habe ja nichts hierbei zu sagen — aber . . . die Baronin könnte mir doch dereinst Vorwürfe machen . . . ich meine nur, sie ist ja nicht Ihre Frau Gemahlin . . .“

Der Doktor hatte längst erfahren, daß dieser räthelhafte Graf ein Mann sei, mit dem nicht zu spaßen war, und er rettete sich schleunigst.

Thurna warf sich in einen Sessel und murmelte: „alter Esel“!

Dann aber überlegte er bei sich . . . nun ja, der Alte hatte schließlich nicht ganz Unrecht. Man muß in dieser kleinlichen Welt einige Rücksichten nehmen! Leider! —

Es war ein Tag wie alle Andern. Er unterschied sich durch gar nichts von seinen Vorgängern, als daß einige Personen mehr als sonst, im Salon waren, wo Evelyn auf dem Sopha lag und träumerisch, fast verwundert auf den kleinen schwarzen Mann blickte, der schreibend an einem Tische saß. Ein Anderer, die Feder hinter dem Ohr stand daneben. Sie erinnerte sich traumhaft, daß Graf Lorenz ihr gesagt hatte, eine kleine, gerichtliche Ceremonie werde wohl nöthig sein — dabei hatte er ironisch gelächelt — ehe er die Reise, von der sie völlige Genesung hoffte, mit ihr antreten werde. Sie war mit Allem einverstanden, was ihr Freund und Arzt wünschte — aber zu schwach, zu apathisch um sich drüber aufzuregen, und heute geschah auch nichts, um sie aus dieser Apathie auf-

zurütteln. „Die Leute werden heute kommen“ — hatte er ihr gesagt, als er sie, wie alle Tage zum Sopha führte und dort sorgsam placirte.

Die Falten ihres weißen Kaschmirschlafrockes lagen dicht um die abgemagerte Gestalt, ihr Gesicht, obwohl jetzt abgerundeter, war weiß wie Wachs — hätte Jemand ihr eben einen Spiegel vorgehalten, sie wäre tödtlich erschrocken zurückgeprallt und hätte die ganze Ceremonie als einen Akt der Barmherzigkeit seinerseits zurückgewiesen, aber er hatte wohlweislich längst alle Spiegel entfernen lassen, und so verlief die ganze Sache still und ohne Störung und Thurna hatte durch große Vorarbeiten, und durch die Beschaffung aller nöthigen Papiere dafür gesorgt, daß keinerlei Störung eintrat.

Susi, Joseph, der Arzt und die Diaconissin waren ebenfalls anwesend, — als Alles verlesen, beantwortet, unterschrieben war, räumten die Herren vom Standesamt ihre Papiere zusammen und verbeugten sich, der Graf dankte ihnen höflich für ihre Bemühungen und die Gefälligkeit, die sie durch ihr Kommen der leidenden Dame bewiesen — dann

lächelte er ein wenig, und ging mit den Uebrigen hinaus, um auf dem Vorfaal seine Cigarre zu rauchen und die Reiseroute auszuklügeln.

Unterdessen standen Joseph und Susi in der Küche und die Kleine wischte sich mit der Schürze die Augen.

„Mein Himmel, Herr Joseph!“ seufzte sie tiefgefränkt, „und das sollte eine Trauung vorstellen? Wenn Euer Herr es nicht besser aufstellen kann, so bin ich wirklich froh, daß ich nicht seine Frau werden mußte!“

„Ich denke, darüber ist noch Jemand Anderes froh, Fräulein Susanna,“ versetzte der schlanke Kammerdiener gefühlvoll.

„So ganz ohne Alles!“ fuhr Susi, ohne den Einwurf zu beachten, hitzig fort, „es ist nicht zu sagen, wie ich mich geschämt habe. Was mußte der Herr Doktor und die Schwester denken?“ und Susi schluchzte — „nicht ein bißchen feierlich! Keine Kirche, kein Blumenschmuck, keine Brautjungfern, nichts von einer Rede, daß Alle weinen und — na überhaupt nichts Ordentliches! Ich hatte mein grauseidenes

Kleid angezogen und Beilchen ins Haar gesteckt und den weißen Spitzenkragen umgelegt — denn das gehört sich doch — da begegnet mir der Herr Graf und sagt: „daß ziehen Sie nur Alles wieder aus. Sie darf durch nichts aufgeregt werden!“ — da hatte ich's! — Und er? Nicht mal den Frack hat er angezogen gehabt — wenn da nur die ganze Sache was gilt!“

Joseph wollte seinen Herrn vertheidigen, aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Bei meiner Hochzeit muß das mal anders sein, so viel steht fest! Eine Kirche will ich haben und Orgelspiel und Gesang und Brautjungfern und ein weißes Kleid mit einer Schleppe — einen Meter lang!“

„Ich verspreche Ihnen, Fräulein Susanna,“ sagte Joseph, den amüsirten Ton seines Herrn imitirend, „daß das Alles so sein wird.“

Sie stieß einen kleinen Schrei aus und warf ihm die Thüre vor der Nase zu.

Ende des zweiten Bandes.